

ESTICA  
A 1183

XV  
1731

Nachlaß  
von  
Franz

ESTICA  
41183

Nachlass

von

A. W. G. Franzius,

herausgegeben

von

Dr. K. L. Grave und A. Möller.



---

R i g a,

gedruckt bei Wilhelm Ferdinand Häcker.

1833.

W. G. Franke

W. G. Franke

Verlagsgesellschaft

Der Druck wird unter den gesetzlichen Bedingungen  
gestattet.

Riga, am 16. Junius 1833.

Dr. C. E. Napierky,  
Censor.



### Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Biographische Nachrichten über A. H. G. Franke	v
Nachruf	x
Vermischte Gedichte.	
Der Gedanke an Gott	3
Unsterblichkeit	6
Die Krone	8
An die Zähre	22
An den Tod	24
Gefühl auf Bergen	25
Gesang der Najaden	27
Der Dryade Lied	31
Kunst und Glauben	34
Handeln und Dulden	35
Der Schwan	38
Der stille Genius	39
An die Jugendzeit	40
Die Najaden im Weinkeller	42
Der Gesang der Cyclopen	46
Der Lorbeerbaum	49
Der Vogelfänger	51
Der Sämann	53
Das neue Jahr	55
Der Flug nach den Bergen	60
Die Spinne	62
Der Tod des Schwanes	74

\*

	Seite
Guyon . . . . .	75
Der Löwenwärtter . . . . .	79
Trost der Vergänglichkeit . . . . .	87
An Hygea . . . . .	90
Des Phönix Sterbelied . . . . .	91
Griechischer Wechselgesang . . . . .	93
Als ich von der Hochschule schied . . . . .	93
Der Einsame . . . . .	99
Eros und Eris . . . . .	101
<b>Gelegenheits-Gedichte.</b>	
Rückblick in die Vergangenheit, zur Feier des Commissitonen-Vereins 1830 . . . . .	115
Zur Vermählung meines Freundes Stahl . . . . .	117
Wilhelminen, am 14. October 1825 . . . . .	119
Bei der Uebersendung von neun Flaschen Rhein- wein an die Dörptschen Freunde . . . . .	121
Herrn Rathsherrn Grimm . . . . .	123
Bei Uebersendung eines Myrtenbaumes . . . . .	125
Bei Ueberreichung des Andachtsbuchs: Irene . . . . .	126
<b>Prosaische Aufsätze.</b>	
Rede des Punktes am Sylvesterabend 1829 . . . . .	129
Wald und Meer, Parallele . . . . .	142

## Lebensgeschichtliche Anrisse über den Verfasser.

**Abraham Gottlieb Hermann Franzius**

gehört, der Eigenthümlichkeit seiner Gemüthsbeschaffenheit und der äußern Gestaltung seiner Lebensschicksale nach, den Geistern an, die, als unersörbares Gut, in das Leben ein nicht gewöhnliches Maas geistiger Kraft brachten, welche, im unaufhörlichen Kampfe mit Schwierigkeiten und Hindernissen, stets wachsend und sich mehrend, über das Leben den Sieg gewann und noch an den Marken desselben sich die frohe und feste Zuversicht abrang, den Weg, auf den ihn Gott geführt, als Vorbildung des ewigen Lebens, erkannt und ihm nach Kräften nachgestrebt zu haben.

Geboren zu Riga am 18. April 1801, verlor er schon in frühesten Kindheit Vater und Mutter; (iener war Archivar des Kameralhofs.) Eine nahe Anverwandte, die Schwester des Vaters, leitete seine, wie des jüngern Bruders Erziehung, und unter Mangel und Entbehrung, ohne väterliche Führung und mütterliche Sorgfalt, — wenngleich die schützende Liebe der Tante den jungen Waisen alle Hilfe angeeignet ließ — fern von dem wohlthätigen Einflusse geselligen Umgangs und dem erheiternenden Genuss erlaubter Freuden, entwickelte sich in ihm schon früh eine geistige Mündigkeit, die, Alles prüfend und erforschend,

Alles durchdringend, zum geistigen Eigenthum sich umbildete in verjüngter Gestalt, was ihm sein inneres reiches Leben und die Gestaltungen des äußern boten. Dieses Streben und Ringen nach selbst gefundenem Festen und Unwandelbaren, dieses vorwiegende Interesse für das wissenschaftliche Leben blieb nicht unbemerkt. Durch eines lieben Verwandten Fürsorge kam er in die Navigations- oder zweite Kreischule, wo er zu den vorzüglichsten Schülern der Anstalt gehörte und im Jahre 1817 auf das Gymnasium. Hege und lebendig, im frischen Erblühen jugendlicher Kraft, umfaßte er den ihm dargebotenen Unterricht; ohne auch hier seine Eigenthümlichkeit, was er in diesem Alter schon selbstständig erkannt zu haben glaubte, zu verleugnen, bewegte er sich im frohen Kreise gleich fühlender und nach einem Ziele ringender Jünglinge, gab und empfing und bildete vorzüglich, unter Anleitung des Wütherausgebers dieser Sammlung, seine Neigung zur Poesie und zu Productionen des Styls aus, und gelangte schon jetzt zu einer, von seinem Lehrer anerkannten, nicht diesem Alter gewöhnlichen Fertigkeit des Ausdrucks und Styles, dem der Inhalt an Originalität und Tiefe nicht nachstand.\*) Mit

\*) Diese Worte sind meiner Erinnerung an den ehemaligen Schüler sehr angemessen. In mehr als sechsiehn Jahren dieser Art von Wirksamkeit sind mir wenig Jünglinge vorgekommen, in denen so viel Reichthum und Eigenthümlichkeit des Geistes, mit so viel kräftiger Energie des Charakters und Wärme des Gemüths, unter dem Drucke der ungünstigsten Verhältnisse, sich aussprach. Auch an humoristischer Anlage, wovon gerade dieser Nachlaß weniger Zeugniß abgiebt, fehlte es ihm nicht. Jene Eigenschaften des Innern waren auch auf das Äußere übergegangen, in dem sie sich in der Regel in einer gewissen trocknen Kürze und festen Abgeschlossenheit des Wortes und des Benehmens verkündeten.

rühmlichen Zeugnissen <sup>besitzen</sup>, bezog er zu Anfange des Jahres 1822 die Universität, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Das ihn umgebende, frisch-kräftige Jugendleben, so überselig reich an Lieben und an Hoffen, weckte und nährte die Bilder seiner jugendlichen Phantasie; er rang darnach, ihnen Gehalt und Wahrheit zu geben und seine Jugendgenossen durch ein gemeinsames Band zu verbinden, das ein Thatenausdruck ihrer Ansicht des akademischen Lebens sein sollte. Innig hingen ihm seine Altersgenossen an, sammelten sich um ihn und bewahrten ihm diese Zuneigung weit über das akademische Leben, ja, bis zum Grabe und über dasselbe hinaus.

Nach Beendigung seiner akademischen Studien kehrte er im Jahre 1825 in seine Vaterstadt zurück, mit dem festen Vorsatze, sich der praktischen Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Nicht Gewöhnliches durfte man von ihm erwarten, da eines Theils er das ihm auf der Hochschule Mitgetheilte zu seinem Eigenthum selbstständig umgeschaffen und in nähere Beziehung auf die Provinzialgesetzkunde gebracht hatte, andern Theils er, mit einem lebendigen Gesfühle für's Wahre und Rechte, seinen Idealen Wort und That leihen wollte, um sie zur Wahrheit zu machen. Doch ging es ihm wie vielen durch nicht geringe Gaben Ausgezeichneten: ohne ausgebreitete Verwandtschaft, ohne einflußreiche Verbindungen war er in das praktische Leben getreten und konnte sich, bei allem sich lebendig Interessiren für jede ihm anvertraute Rechtsache, ja bei vielen selbst unerwartet günstigen Erfolgen, des Vertrauens des Publikums in dem Maße nicht erfreuen, daß er seinen Lebenserwerb hätte gesichert sehen können. Da entschied er sich nun, die bei einer Polizei-Verwaltung neu fundirte Stelle eines

Protokollisten im Jahre 1827 annehmen, und wie sehr auch seinem inneren und äußeren Beruf diese Wirksamkeit fremd zu sein schien, so erwarb er sich doch durch seinen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit die Anerkennung und das Lob seiner Vorgesetzten, die seine Arbeiten, wie seine Berufstreue zu würdigen wußten; da nicht die ungünstigste Witterung, nicht die weite Entfernung — er wohnte in der Vorstadt — ihn, ungeachtet seiner großen Körperschwäche und seines hinwegenden Lebens, abhalten konnten, auch nur eine Sitzung der Behörde zu versäumen; noch am Vorabende seines Todes übergab er einem Freunde die letzten Arbeiten für dieselben; ja, man konnte sagen, daß er, um Nichts zu versäumen, an einem Feiertage gestorben sei.

Am 9. Februar 1828 vermählte er sich mit seiner, um ihn trauernden Gattin, mit welcher er, wengleich unter fortwährend anhaltender Kränklichkeit, dennoch in unwandelbar glücklicher Ehe lebte, bis der Tod dies schöne Band trennte. Diese arme Trauernde mußte den doppelten Schmerz empfinden, am Begräbnistage ihrer Mutter, auch den Gatten in die Arme des Todes sinken zu sehen. Am Tage vorher, den 5. December 1832, lebte er selbst noch der Hoffnung, die Hülle seiner Schwiegermutter zu Grabe geleiten zu können; am 6. aber, in aller Frühe, traf ihn ein Lungen Schlag, der seinem so schönen Leben, nachdem er von seinen nächsten Anverwandten und Freunden mit aller Kraft und Stärke des Geistes Abschied genommen hatte, am 7. December, ein Ende machte. Am 11. fand der Trauergottesdienst in der St. Jacobi-Kirche Statt, bei welchem zwei von seinen Freunden dargebrachte Gedichte den Theilnehmenden zum Andenken an den Verstorbenen über-

reicht wurden. Seine trauernden Verwandten, einzelne Vorgesetzte und Amtsgenossen, wie auch eine große Anzahl akademischer Freunde, die seinen Sarg zur Gruft trugen, bezeugten aufrichtigen Schmerz und ungeheuchelte Theilnahme an dem Dahingeshiedenen.

In dem Nachlasse des Verstorbenen fand sich, was er selbst, wenn er länger gelebt, dem Druck übergeben hätte, da es zu demselben vorbereitet war. Die schärfste Kritik hätte nicht schärfer verfahren können, als er gegen sich selbst; überall bemerkt man die Feile der letzten Hand; überall Ordnung und Plan. Das Leben mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, Vorfällen, wie Ereignissen, gab mittelbar, wie sein inneres reiches Leben unmittelbar, seinen Dichtungen Entstehung, Form und Gehalt. Es spricht sich in ihnen eine unendliche Zartheit, Tiefe der Empfindung und Vollendung der Form aus, Alles Hand in Hand gehend mit Klarheit der Gedanken, wie schon der werthgeschätzte Herr Recensent im literarischen Begleiter N<sup>o</sup> 19. bemerkt hat, der auf diese Sammlung das Publikum vorbereitet. Abgesehen davon, daß ein großer Theil derselben in dem Kreise, dem sie gelten, Frohsinn und Heiterkeit, Ernst und Nachdenken bewirkten, wird gewiß auch das Ganze sich ein freundliches Andenken von Bekannten und Unbekannten zu erwerben wissen. Sie gilt vorzüglich seinen zahlreichen akademischen Freunden zur Erinnerung und zur Mahnung an Erweisung der Liebe, die dem Verklärten so oft gezollt ward, gegen seine verlassene, bekümmerte Gattin.

Gerne hätte Unterzeichneter das Geschäft der Mittheilung dieser Sammlung und der Lebensdarstellung unseres Franzius geschickteren Händen überlassen, vorzüglich derer, die im Leben ihm näher standen und durch ein inni-

Protokollisten im Jahre 1827 annehmen, und wie sehr auch seinem inneren und äußeren Beruf diese Wirksamkeit fremd zu sein schien, so erwarb er sich doch durch seinen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit die Anerkennung und das Lob seiner Vorgesetzten, die seine Arbeiten, wie seine Berufstreue zu würdigen wußten; da nicht die ungünstigste Witterung, nicht die weite Entfernung — er wohnte in der Vorstadt — ihn, ungeachtet seiner großen Körperschwäche und seines hinwinkenden Lebens, abhalten konnten, auch nur eine Sitzung der Behörde zu versäumen; noch am Vorabende seines Todes übergab er einem Freunde die letzten Arbeiten für dieselben; ja, man konnte sagen, daß er, um Nichts zu versäumen, an einem Feiertage gestorben sei.

Am 9. Februar 1828 vermählte er sich mit seiner, um ihn trauernden Gattin, mit welcher er, wenigleich unter fortwährend anhaltender Kränklichkeit, dennoch in unwandelbar glücklicher Ehe lebte, bis der Tod dies schöne Band trennte. Diese arme Trauernde mußte den doppelten Schmerz empfinden, am Begräbnistage ihrer Mutter, auch den Gatten in die Arme des Todes sinken zu sehen. Am Tage vorher, den 5. December 1832, lebte er selbst noch der Hoffnung, die Hülle seiner Schwiegermutter zu Grabe geleiten zu können; am 6. aber, in aller Frühe, traf ihn ein Lungenschlag, der seinem so schönen Leben, nachdem er von seinen nächsten Anverwandten und Freunden mit aller Kraft und Stärke des Geistes Abschied genommen hatte, am 7. December, ein Ende machte. Am 11. fand der Trauergottesdienst in der St. Jacobi-Kirche Statt, bei welchem zwei von seinen Freunden dargebrachte Gedichte den Theilnehmenden zum Andenken an den Verstorbenen über-

reicht wurden. Seine trauernden Verwandten, einzelne Vorgesetzte und Amtsgenossen, wie auch eine große Anzahl akademischer Freunde, die seinen Sarg zur Gruft trugen, bezeugten aufrichtigen Schmerz und ungeheuchelte Theilnahme an dem Dahingegangenen.

In dem Nachlasse des Verstorbenen fand sich, was er selbst, wenn er länger gelebt, dem Druck übergeben hätte, da es zu demselben vorbereitet war. Die schärfste Kritik hätte nicht schärfer verfahren können, als er gegen sich selbst; überall bemerkt man die Feile der letzten Hand; überall Ordnung und Plan. Das Leben mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, Vorfällen, wie Ereignissen, gab mittelbar, wie sein inneres reiches Leben unmittelbar, seinen Dichtungen Entstehung, Form und Gehalt. Es spricht sich in ihnen eine unendliche Zartheit, Tiefe der Empfindung und Vollendung der Form aus, Alles Hand in Hand gehend mit Klarheit der Gedanken, wie schon der werthgeschätzte Herr Recensent im literarischen Begleiter N<sup>o</sup> 19. bemerkt hat, der auf diese Sammlung das Publikum vorbereitete. Abgesehen davon, daß ein großer Theil derselben in dem Kreise, dem sie gelten, Frohsinn und Heiterkeit, Ernst und Nachdenken bewirkten, wird gewiß auch das Ganze sich ein freundliches Andenken von Bekannten und Unbekannten zu erwerben wissen. Sie gilt vorzüglich seinen zahlreichen akademischen Freunden zur Erinnerung und zur Mahnung an Erweisung der Liebe, die dem Verklärten so oft geollt ward, gegen seine verlassene, bekümmerte Gattin.

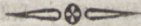
Gerne hätte Unterzeichneter das Geschäft der Mitverausgabe dieser Sammlung und der Lebensdarstellung unseres Franzius geschickteren Händen überlassen, vorzüglich derer, die im Leben ihm näher standen und durch ein inni-

geres Band während des akademischen Lebens mit ihm verbunden waren, die gewiß mehr inneren und äußeren Beruf zu dieser Arbeit mitgebracht hätten, wäre es ihm nicht unziemend gewesen, die gütige Aufforderung des Mitherausgebers, des Reichtvaters des Verstorbenen, abzulehnen. Möchte, was so schwer, ja unmöglich ist, des Vorzüglichsten Nichts vermist, und das Zu-Wenig des Gegebenen damit entschuldigt werden, daß die vermehrten Kosten des Druckes das Unternehmen sehr erschwert hätten.

Den aufrichtigsten und herzlichsten Dank allen seinen akademischen Freunden und den gütigen Beförderern der Subscription für ihre wohlthunende Theilnahme.

Am 15. September 1833.

A. M ö l l e r.



Schließe sich hieran der

## N a c h r u f,

mit welchem einer von den jüngern Freunden des frühvollendeten ihn feierte, und der auch dadurch anziehen wird, daß jede Stanze mit einem Worte aus des Beweineten Gedichten schließt.

Vom herben Wehmuthschmerze kalt bezwungen  
Dünkt mir der holde Frühling längst verblüht;  
Denn Deine goldne Leier ist verklungen,  
Dein treues Freundesauge sanft verglüht.  
Zum Aether hast Du dich emporgeschwungen,  
Nur leise tönet mir Dein Schwanenlied

Als Scheideruf an die entfernten Brüder; <sup>1)</sup>  
Du seufztest auf, — und nimmer singst Du wieder.

So strömet hin, ihr langverhaltenen Thränen!  
Was bleibst der Welt, die flüchtig er verließ,  
Die seine Liebe nur zum Wahren, Schönen,  
Uns freundlich schuf zum selbigen Paradies!  
Der Edle sank! — mit ihm des Herzens Sehnen,  
Im Himmel weilt er, den sein Lied uns pries!  
Schön, sang er, ist es unter'm Himmel wohnen, <sup>2)</sup>  
Doch schöner noch, im Himmel selbst zu thronen.

Was wäre Deinem Geiste nicht entsprungen,  
Der in des Lebens Wechselspiel gereift!  
Was härt' der Phantasie sich nicht entschwungen,  
Die ewig schaffend durch das Leben streift!  
Wie oft wärst Du durch Nacht und Dämmerungen  
Mit Adlersflug zum Sonnenlicht geschweift!  
Wie gerne härt' der schöne Gott der Lieder <sup>3)</sup>  
Dir den Olymp gezaubert mild hernieder!

Was wäre Schönes kräftig unternommen,  
An dem nicht mitgeschaffen stark Dein Arm!  
Wo wären Seelenfreunden rein entglommen,  
Die Du nicht mitempfunden tief und warm!  
Wem wär' im Schmerz der Hoffnungsstrahl verschwommen,  
Den Du getröstet nicht im trüben Harm? —  
Hast Du doch schön're Thränen nie gefunden, <sup>4)</sup>  
Als die des Mitgeföhls bei Bruderwunden.

Du schlummerst unter grünen Nasendecken,  
Es fand Dein Geist das schön're Vaterland. —  
Ach, nicht durch meine Klagen je erwecket  
Kann ich den Freund, der mir so schnell entschwand!  
Nicht bis in's finstre Schattenreich der Schrecken  
Reicht zu dem Theuren meine Freundeshand:

1) Schlußvers des Liedes: Der Tod des Schwans.

2) An den Tod; erste Zeile des letzten Verses.

3) Jugendbilder; vorletzte Zeile des Endverses.

4) An die Söhne; 4te Strophe, 2ter Vers.

Nur in's Asyl der stillen Lebensmüden <sup>5)</sup>  
Entfloß er mir zum ew'gen Seelenfrieden.

Ja! Du entfloßt und lebst nur in den Ethen,  
Die unbewußt Du Deiner Nachwelt fangst,  
Als Du zum Sternendome der Kamönen,  
Von Deiner Mitwelt unbeachtet, drangst.  
So manches Lied wird die Idee verschöner,  
Nach der Du kühn im Erdensleben rangst; —  
Lebt der Idee, auf ihren Zauberschwingen <sup>6)</sup>  
Müßt ihr doch einst zur Menschheitshöhe dringen!

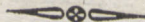
So send' die Trauerklänge meiner Leier  
Zu Thränenblick ich still zu Dir empor!  
Sie dringen durch den mitternäch'tgen Schleier  
Vielleicht doch leis' an Dein unsterblich Ohr,  
Und flüstern Dir: Es schlägt auf Erden treuer  
Kein Herz, als meins, das Dich so schnell verlor; —  
— Und wie ein Geisterruf aus Himmelsöhden <sup>7)</sup>  
Tönt Deine Laute: Erdstend Wiederseh'n!

5) An den Tod; Schlussvers der 4ten Strophe.

6) Aufruf an die Jünglinge; 4te Strophe, 1ster Vers.

7) An meine Laute; Schlussvers.

## Vermischte Gedichte.



## Der Gedanke an Gott.

1830.

Unbegriffener Geist der Welt,  
Schöpfer der Dinge!  
Keiner ward je dir gleichgestellt  
In der Welten strahlendem Ringe.  
Du bist! Erhabner Gedanke,  
Von allen Welten empfunden,  
Wie milder Regen  
Herniedergeträufelt  
Auf düsteren Erdstaub!

Ich wollte Ihn schauen  
Den Nimmererschauten;  
Hob von den Thälern weg  
Die sehnennden Blicke  
Auf zu dem Sonnensteg,  
Ueber der Sterne funkelnde Brücke,  
Wo in verschlungenen Kreisen  
Planeten Sonnen umreisen,  
Wohin kein Auge der Irdischen schwebt  
Und Phantasie vor der Unendlichkeit bebt.

Schwindelnd sank ich zurück  
Vom Kolosse der Welt  
In der Nichtigkeit Wogen. —

Auf der Sphären fernesten Bogen  
Sah Ich nur der Blick.  
Überall Er!

Auf jedem Staub hier und dort  
In der Milchstraß' Sonnengebränge  
Er!

In dem Wurm und in den Seraphim  
Wiederum Er!

In allen Welten und allen Creaturen  
Nur Er!

Wie das Licht segnend das All erhellt,  
War von ihm erfüllet jegliche Welt.

In dem wirbelnden Ocean der Schöpfungen  
Unter, über und neben mir  
Fühl' ich mich nichts.  
Nichts! — — —

Zerbrochen war jegliches Maaß  
Zwischen dem Vater des Lichts  
Und den Lichtathmenden.

Trauernde Wehmuth

Umschattete mich

Ueber die entschwendene,

Ach! so süß geträumte Krone

Erhabener Menschheit,

Die ihre Fäden

An das Gewand der Gottheit

Kühnlich gewebet.

Da strahlte Himmelsgluth  
Auf den Verzagenden,

Alles Beklagenden.  
Aus dem Innern erblühte der Muth.  
Wer Ihn kann erschauen,  
Darf Ihn vertrauen,  
Und die Seele, die Ihn erkannt,  
Ist mit dem Geiste der Geister verwandt.

Das Meer der Welten ohne Gestade  
Schreck dich nicht weg vom Sonnenpfade,  
Wohin mit der Wolken Flug  
Die Sehnsucht dich trug.  
Dort dehnt sich der Weg, den die Geister flogen,  
Durch jenen unermessenen Raum.  
Müssen wir kämpfen, müssen wir siegen,  
Soll verwirklicht werden der Traum.  
Unter den Säulen der Ewigkeit  
Strahlt das Bild der Vollkommenheit;  
Dies zu erfassen, dies zu erjagen,  
Muß sich der Flug in's Unendliche wagen.

Des Bewußtseins stolze Wellen  
Tragen mich  
Hoch empor,  
Aus den Klüften dieser Erde.  
Meinen Willen fühl' ich schwellen,  
Und der Will' ist Gottes „Zeug“  
Und ist mein!  
Ich begreife meine Sendung,  
Weiß: mein Ziel ist die Vollendung  
Und mein Weg Unendlichkeit.

Kühner treibt das Schiff der Gedanken  
Durch die Meere von Raum und von Zeit;  
Und am Steuer sitzt ohne Wanken  
Der Glaub' an Gott und Unsterblichkeit.

## Unsterblichkeit.

1829.

Licht! rief der Geist — —  
Und Licht ward in den Räumen.

Das Chaos kreißt,  
Die Welten sind im Keimen.

Und Atome eilten zum Atome,  
Zu dem Gleichen zieht das Gleiche sie,  
Durch des Himmels unermessne Dome  
Waltet das Gesetz der Sympathie;  
Erden werden, und der Trieb zu Sonnen  
Sammelt leuchtend seine Strahlen-Macht;  
Monde wirbeln, seinen Lauf begonnen  
Hat das Leben aus der alten Nacht.

Der Odem zieht  
Bis zu entlegnen Sternen,  
Und Leben glüht  
Aus nie erschauten Fernen.

Doch das Leben brach nur karge Freuden;  
Mit Vernichtung dräut' der Augenblick,

Jedes Streben ward zum schweren Leiden,  
Denn Ein Blitz warf es in Nichts zurück.  
Nur in Jagen wandelten die Wesen,  
Hoffnungen verschlang die Endlichkeit,  
Jedes Dasein war, wenn es gewesen,  
Bitterer Spott für eine Ewigkeit.

Kalt blieb das Herz  
Bei reichen Lebensspenden;  
Es rang im Schmerz:  
„Der Tod wird Alles enden!“

Nicht nur Menschen, auch der Himmel Engel  
Schritten trauernd ihres Daseins Bahn;  
Alle fühlten nur des Lebens Mängel,  
Aller Treiben blieb ein leerer Wahn.  
Durch des Lebens finstre, öde Schranken  
Drang noch nicht der Strahl des höh'ren Lichts,  
Es erloschen jegliche Gedanken  
Im Gedanken an ein ew'ges Nichts.

Da rief Er weit,  
Er, den die Geister sehen:  
„Unsterblich seid! — —  
Kein Wesen soll vergehen!“

Und das Wort schwang sich zu allen Sonnen,  
Wurm und Cherub rief: Unsterblichkeit!  
Ihre Würde hat die Welt gewonnen,  
Ew'gen Freuden ward der Blick geweiht;

Welten mischen ihre Sphärenklänge  
 In den Jubel für die Ewigkeit!  
 Und zum Geiste jauchzt der Wesen Menge:  
 „Preis Dir, Herr, für die Unendlichkeit!“

## Die Krone.

1830.

Gott grüß euch, Freunde! Seid willkommen  
 In meines Hauses stillem Kreis,  
 Ich rief euch her zu eurem Frommen,  
 Und zu des Meisters Ehr' und Preis.  
 Es soll euch sicherlich nicht dauern,  
 Daß ihr mir eine Stunde weihet;  
 Aus diesen engen, schwarzen Mauern  
 Geht heut ein Strahl der Herrlichkeit.

Nicht im Lichte  
 Reimt das Große;  
 In dem dunklen Mutterschooße  
 Schläft, bereitet sich die Kraft,  
 Bis sie mündig — sich entrafft  
 Der gewohnten Ruhestätte,  
 Eintritt in des Lebens Kette  
 Und mit kraftgeübten Schwingen  
 Voll Vertrau'n zum Lichte strebt,  
 Und, vom Strahle neu belebt,  
 Höher steigt im kräft'gen Ringen.

Eitler Glanz strahlt in Palästen,  
 Würde blüht am niedern Heerd;  
 Nicht die Größe zeigt die Besten,  
 Mittelstand hegt goldnen Werth.

Mein König hat mich auserkoren,  
 Zu fertigen ihm neue Zier,  
 Und was die schwache Kraft geboren,  
 Das sollt ihr, Freunde, schauen hier.  
 Um seinen Scheitel soll ich schwingen  
 Das Diadem der Majestät;  
 Erblickt der regen Kraft Gelingen —  
 Die Krone ist's, die vor euch steht.

Lustig flattern  
 Vom Hute des Hirten  
 Farbige Bänder;  
 Noch fröhlicher leben  
 Darunter die Sinne.  
 Auf harmlosen Wegen  
 Kommt er uns entgegen  
 Der Sohn der Natur;  
 Wir fühlen uns fröhlich  
 Dem Frohen verwandt,  
 Und blicken mit Sehnsucht  
 Hinab in das Land,  
 Wo duftende Kränze  
 Gleich Aedelstein gelten;  
 Kein prunkend Gewand  
 Bezeichnet den Stand.

Doch des Herrschers Scheitel schmücken  
 Gold und funkelndes Gestein;  
 Strahlend muß sein Ansehn sein  
 In des Volkes schwanken Blicken. —  
 Ach! das Zeichen seiner Würde,  
 Das ihn über uns erhöht,  
 Ist zugleich die goldne Bürde  
 Seiner hohen Majestät.

Der Krone Anblick zu genießen  
 Lud ich euch, Freunde, zu mir ein —  
 Doch soll die Zeit nicht leer entfließen,  
 Laßt sie uns eruster Rede weihn;  
 Ein Thor nur lebet im Beschauen;  
 Doch wer ein eignes Werk vollbracht,  
 Er spricht es aus, was er im Bauen  
 In seinem Inneren gedacht.

Was sich unsren Blicken bietet,  
 Sei uns nicht zu schnell entchlüpft,  
 Unsres Wortes sanfte Schlingen  
 Werden sinnig dran geknüpft.  
 Gleich des Lebens buntem Spiele  
 Ist der Rede Wechselklang;  
 Unsres Herzens Hochgefühl  
 Webt der Dichter zum Gesang.  
 Von dem Leben leiht er Löhne,  
 Schließt sie in die Flammenbrust,  
 Und geläutert dann zur Schöne,  
 Gehen als der Wahrheit Söhne  
 Sie hervor zu hoher Lust.

So auch ström' in unsrem Kreise  
 Frei die Rede ernst und weise.

Dank sei dem göttlichen Berather,  
 Der seinen Beistand mir verliehn,  
 Daß mir für unsren Landesvater  
 Gelang mein eifriges Bemühn.  
 Froh sende ich den Blick nach oben  
 Zu ihm, dem großen Weltenhort,  
 Den höchsten Meister dort zu loben;  
 Sei niedern Meisters erstes Wort.

Schaut in die Welt mit ihrem Ringen  
 Nach kleinen und nach großen Dingen,  
 Wo liegt des Adels stummer Werth?  
 Was widersteht der Zeiten Schwert?  
 Im Wellentanz der Stunden ziehet  
 Zum Abgrund einst Vergänglichkeit;  
 Was je erblühte, was noch blühet  
 Und künft'gen Zeiten war geweiht,  
 Nur der Geist, der hier gewaltet,  
 Schwingt sich über's Grab empor;  
 Alles birgt das Schattenthor;  
 Nur die Kraft bleibt unveraltet.  
 Wer betrat die ernste Munde,  
 Wo sich Kraft' an Kräfte reih'n,  
 Ehr' des frohen Wirkens Stunde  
 Durch den Willen, fromm und rein.  
 Heilige Begeisterung führe  
 Jede Hand, die Würd'ges schafft,

Durch des Nachruhms enge Thüre  
Schreitet nur die bess're Kraft.  
Zu dem großen Geiste wenden  
Soll der Mensch den frommen Blick,  
Bildet unter seinen Händen  
Noches sich zum Meisterstück.  
Weh! wenn an einem ernsten Werke  
Des Leichtsinns Frevler hat gebaut,  
Vollendet wird's — doch ohne Stärke  
Besteht's — des Todes sichere Braut.  
Der Geist, der auf dem Werk geweiht,  
Als er es schuf, geht liebend mit,  
Wann längst es in die Welt geeilet,  
Und hütet seines Kindes Schritt.

Von diesem Sinne tief durchdrungen,  
Stand ich an meiner Arbeit Heerd.  
Ich hab' den goldnen Kranz geschlungen,  
Und halte ihn des Sinnes werth.  
Ich fühlte ganz, wer ihn soll tragen,  
Und was die hohe Deutung ist;  
Vom Meister ward das Gold geschlagen,  
Doch fügte es ein frommer Christ.  
Was ich bei diesem Werk empfunden,  
Woran ein schlichter Meister glaubt,  
Sei mit um deine Stirn gewunden,  
Du frommes, gutes Fürstenhaupt.

Es ward vom adelsten Metalle  
Der Bau der Krone ausgeführt,

Daß glanzvoll sie das Haupt umwallt  
Und mild das Auge werd' geführt.  
Auch senkt' ich in die goldnen Spangen  
Der Erde köstlichstes Gestein,  
Seht! welch ein farbenspielend Prangen,  
Wie lichter Regenbogensehein.

Wer den Ländern soll gebieten,  
Den erhöh' auch ihre Pracht;  
Willig fördert ihre Blüthen  
Erde aus dem dunklen Schacht.  
Es umziehen des Fürsten Scheitel  
Erdenpenden feltner Art;  
Glaubet nicht, der Schmuck sei eitel  
Und vom Zufall so gepaart:  
Alles trägt hier Sinn und Leben,  
Nichts wird hier zur todten Zier,  
Und ich will die Deutung geben,  
Wie sie lebt im Herzen mir.

Hell und lauter glänzt das Gold  
Dieser Krone  
Und kein trüber Kost der Zeit  
Kann ihm nahen.  
Sinnbild ist es reicher Spenden  
Holden Glückes. —  
Mög' des Herrschers reines Auge  
Lauter stets die Wahrheit schauen,  
Nicht der Lüge Schmeichelbilder,  
Nicht des Zornes Donnerwolken,  
Nicht des Hasses Nebelschleier

Sie umstellen!  
 Mög' die Seele ohne Flecken  
 In der Sonne Reinheit glähen,  
 Jeder Tugend Himmelsaame  
 Mutter werden.  
 Und des Glückes goldne Blume  
 Wird ihm blühen,  
 Wie im reinen Fürstenherzen,  
 So im werthen Vaterlande  
 Durch ein lauterer Bewußtsein  
 Und des Reichthums Segens-Wellen.  
 Aus den Nähen und den Weiten  
 Strömt herbei, ihr vollen Gaben,  
 Zu dem Fürsten, dessen Weisheit  
 Jede Frucht des eignen Glückes  
 Für die Aernte seiner Völker  
 Freudig spendet,  
 Daß der Arme, gleich dem Reichen,  
 Erbe hab' am Himmelsfegen. —  
 Oheurer Fürst! ein Engel reiche  
 Dir dereinst den Dank entgegen.

Purpur glähen  
 Die Rubinen  
 Aus dem goldnen Stirngeflechte.  
 Das sind nicht des Jornes Mienen,  
 Nicht der Abglanz vom vergossnen  
 Völkerblute.  
 Von dem adeln Geschlechte  
 Unserer Herrscher

Blieben fern  
 Der Erobrung blut'ge Kränze.  
 Unsres Landes schönster Stern  
 War ja stets die Vaterliebe  
 Des geehrten Herrscherhauses.  
 So umglänzt, ihr holden Farben  
 Dieser Liebe,  
 Unsres hohen Fürsten Scheitel!  
 Strahlt, wie immer, das Entzücken  
 Auf der Völker treue Schaaren!  
 Nicht des Glückes stolzer Glaube,  
 Nicht das Stürmen der Gefahren  
 Soll euch unsrem Aug' entrücken!  
 Glüht in ew'gen Purpurstrahlen!  
 Liebe ist's, die Liebe schafft,  
 Und sie giebt dem Schwächsten Kraft  
 Mit dem Leben selbst zu zahlen.

Süßer Hoffnung milder Schimmer  
 Lebt im funkelnden Smaragd;  
 Sie verlaß den Herrscher nimmer,  
 Beugt ihn seiner Mühen Last. —  
 Wenn des adeln Willens Streben  
 Nicht verwirklicht wird im Leben,  
 Und die ausgestreuten Saaten  
 Nicht gerathen;  
 Wenn des Vorurtheiles Schranken  
 Niederdrücken den Gedanken  
 Hoher Schöpfung,  
 Und des Adlers Sonnenfittig

Sich will senken;  
 Dann erscheine Himmelstochter,  
 Gabenreiche, holde Hoffnung,  
 Mit dem Frühling deiner Blüten,  
 Dem getrübten Fürstenauge.  
 Ueberstrahl mit deinen Sonnen  
 Alle dunklen Nebeltage!  
 Bringe wieder, was entronnen:  
 Festen Muth und schönen Glauben!  
 Stell dich auf des Lebens Wage,  
 Daß sie steige im Gewichte,  
 Daß mit neu beschwingter Kraft  
 Höher sich das Streben richte!

#### Sonnenfeuer,

Jeden Stern um sich verbunkelnd,  
 Strahlt der ädle Diamant;  
 Seiner Reinheit helles Wasser  
 Ist die Klarheit des Verstandes  
 Und der reine Trieb zum Rechte,  
 Die zum schönsten Bund vereinigt,  
 Schöner, als der Erde Kiesel  
 Um die Fürstensterne glänzen,  
 Und in den verworr'nen Gängen  
 Der politischen Labyrinth  
 Bürgen und Beschwörer sind  
 Für der Völker feste Wohlfahrt.  
 Wenn dereinst die ew'ge Weisheit  
 Unsres Fürsten Hülle bettet  
 In die kühle Gruft der Erde,

Wird noch lange, lange leuchten  
 Seines lauern Wollens Streben,  
 Und der helle Blick des Weisen  
 Von dem Pfad der Weltgeschichte.  
 So vergeht der Diamant,  
 Wenn der Sonne Strahlenbrand  
 Auf ihn seine Pfeile richtet.  
 Er zerfließt — doch, eine Flamme,  
 Leuchtet noch sein letzter Blick,  
 Das Entzücken bleibt zurück,  
 Daß zum Licht das Licht sich wendet.

Ein Kranz von Lorbeern und von Eichen  
 Glänzt aus dem goldnen Stirnenband,  
 Und oben auf der Krone Speichen  
 Wies ich der Kugel ihren Stand.  
 Doch über Alles schwebt erhaben  
 Ein Kreuz mit seinem Heil'genschein,  
 Erhöhet auf der Erde Gaben,  
 Strahlt es zum Himmel klar und rein.

Lockend blühen  
 Lorbeerbäume  
 Und es ziehen  
 Holde Träume  
 Nach des Ruhmes grünem Kranz.  
 Wahrt die Sinne!  
 Eitel ist der Ehre Glanz.  
 Selbst den Meister  
 Haschen tückisch düstre Geister  
 Beim gefährlichen Gewinne. —

Seht! der Völker bange Fahren,  
 Ihre Freiheit nahm man fort,  
 Ihrem Glauben will man wehren  
 Und des Mannes freiem Wort.  
 In des Wissens weite Schranken  
 Dränget sich das Machtgebot,  
 Zeigt die Gränze dem Gedanken,  
 Jenseits drohend blut'gen Tod.  
 Aus der Erde finstren Schlünden  
 Wird der Krieg hervorgezerrt,  
 Der Erobr'ung Künste finden  
 Keinen Weg zum Ziel gesperrt.  
 Ueber Leichen  
 Geht der Pfad;  
 Mordbegier und Raublust reichen  
 Ihren Rath.  
 Um des Siegers Throne lecken  
 Wird der Schmeichler Afterslieb,  
 Doch des Ruhmes Lorbeer blüht  
 Nicht am Sitz der Furcht und Schrecken.

Nur des Mannes ernste Kraft,  
 — Unererschütterlich in Kämpfen —  
 Kann der Ehrsucht Leidenschaft  
 Bis zur Segensflamme dämpfen.  
 Rößlich ist des Ruhmes Frucht,  
 Sproßte sie aus adlen Saaten,  
 Hielt des Gärtners weise Zucht  
 Stets zur Hand den scharfen Spaten;  
 Sie beglückt die Gegenwart

Und im Buch der Weltgeschichte,  
 Wo das ernste Urtheil harret,  
 Strahlt sie fort in heitrem Lichte.

Männlich steh' der Fürst den Sinnen,  
 Die dem Rechte ihn entziehen;  
 Kräftig bleibe sein Bemühn,  
 Menschenwohlfahrt zu gewinnen.  
 In dem Andrang der Gewalten  
 Steh' er aufrecht immerdar;  
 Wie sich Alles mag gestalten,  
 Kraft und Wille bleibe wahr.  
 Wenn sie Alle schon erliegen,  
 Die mit ihm den Kampf getheilt,  
 Leucht' aus seinen Heldenzügen,  
 Daß noch Muth im Herzen weilt.  
 Nach dem kräft'gen Fürsten wendet  
 Sterbend sich noch mancher Blick;  
 Blieb der aufrecht — o! so wendet  
 Er sich froh zur Nacht zurück.  
 Ohne Steuer schwebt die Barke  
 Irrend auf den Wellen hin;  
 An des Fürsten Kraft erstärke  
 Sich des Volkes schwanker Sinn.  
 Darum, daß die Kraft nie weiche,  
 Wand zum Lorbeer ich die Eiche.

Theures Vaterland, erblühe  
 Unter solcher Krone Glanz.  
 Lohn' dem Fürsten seine Mühe

Durch der Bürgertugend Kranz,  
 Frei im Wort, frei im Gedanken —  
 Ehr' den Thron, der Freiheit schuf,  
 Achte des Gesetzes Schranken  
 Und des weisen Herrschers Ruf.

Wachse, Lorbeer, grüne, Eiche,  
 Um das hohe Fürstenhaupt,  
 Und des Glückes Wechsel reiche,  
 Was der Druck der Krone raubt!

Aber ach, des Truges Schleier  
 Hüllt selbst bess're Seelen ein,  
 Und es leht ein irdisch Feuer  
 Leidenschaften Glanzes Schein.  
 Leichter siedelt in Palästen  
 Sich des Menschen Schwäche an,  
 Und umgarnet selbst die Besten,  
 Daß die Kraft nicht ringen kann.  
 Aber immer besser werden!  
 Jeder Sünde — Kampf und Tod!  
 Also will's das Heil der Erden  
 Und des Himmels Pflichtgebot.  
 Wenn's im Kampfe wogt und kreiset,  
 Blick' der Fürst im wilden Streit  
 Muthig zur Vollkommenheit,  
 Deren Bild die Kugel weistet.

Trost werd' ihm im Lebenskampfe  
 Von des Kreuzes Himmelssegne!

Nimmer ließ dies heil'ge Bild  
 Fromme Sehnsucht ungestillt.  
 Trat mit Liebe stets entgegen.  
 Nun im Tode, wie im Leben,  
 Eine feste Zuversicht,  
 In der Hoffnung schönstem Licht,  
 Wird vom Kreuz herniederschweben.  
 Wie auch alle Gaben heißen,  
 Die den Fürsten köstlich schmücken —  
 Fehlt der fromme Gottesfinn,  
 Kann des Augenblicks Entzücken  
 Nur sie preisen.

Religion  
 Steh' am Thron  
 Und verklar' des Fürsten Thaten,  
 Daß sie nicht nur seinem Lande,  
 Sondern einst vom Sternennrande  
 Leuchtend niederstrahlen.

Aus unsrer Mitte steigt die Krone  
 Hinauf zum Sitz der Majestät,  
 Ihr Freunde, schickt zum Himmelsthron  
 Empor ein inniges Gebet!  
 Die soll sie unsren Herrscher drücken,  
 Stets ruhmvoll, strahl' sie ewig neu,  
 Durch ihre Tugend ein Entzücken,  
 Schwör' Liebe ihr und Bürgertreu!

## An die Zähre.

1830.

Süße Thräne, holde Seelenrede!  
 Wann der Laut auf unsrer Lippe stirbt  
 Und die Freude oder die Beschwerde  
 Bei dem Herzen um die Sprache wirbt;  
 Wann im mächt'gen Andrang der Gefühle  
 Sich kein Ausdruck unsrer Sehnsucht beut;  
 Minnest du in's bunte Irrgewühle  
 Einer vollen Brust Veredsamkeit.

Unsre erste Sprache ist die Thräne,  
 Sie versteht das zarte Mutterherz;  
 An dem Grabe, an der Bahre Lehne  
 Weint zuletzt uns nach des Freundes Schmerz.  
 Sie begleitet uns durch's ganze Leben,  
 An der Wimper glänzt sie perlenhell —  
 In der Freude wird sie niederschweben  
 Und in Trübsal öffnen ihren Quell.

In der Thräne liegt ein süß Vergessen,  
 Milde Eröstung, wann das Herz erliegt;  
 Die Geliebte unter den Cypressen,  
 Eine Thräne hat sie eingewiegt.  
 Starrer Gleichmuth hielt mich lang' umfangen  
 Und Verachtung bei des Lebens Spiel,  
 Bis die erste Zähre von den Wangen  
 Und mit ihr die Eisekrinde fiel.

Nur der Mensch kann eine Thräne weinen;  
 Menschlich ist der Thräne sanfter Drang,  
 Last die Menschen ihre Zähren einen:  
 Sie erleichtern ihren Pilger-Gang.  
 Schön're Thränen hab' ich nie gefunden,  
 Als die Thränen sanften Mitgeföhls,  
 Wo der Mensch, der Selbstsucht schon entbunden,  
 Eingedenk ist seines hohen Ziels.

Thränen perlen bei dem Wiederfinden,  
 Und mit Thränen grüß' ich meinen Freund;  
 Meine Liebe muß die Zähre künden;  
 Auch die höchste Freude schweigt und weint.  
 Aber, welche Thränen, die hier fließen,  
 Welche Wonnen sind ihr Eigenthum!  
 Nur in seltenen Augenblicken schließen  
 Sie uns auf ihr sel'ges Heiligthum.

Wann der Zähren Quellen dir versiegen,  
 Dann, o Aermster, stirbst du langsam ab,  
 Wann die Wimper keine Thränen wiegen,  
 Blickt das starre Auge in sein Grab.  
 Fehlen Worte, so ist eine Zähre  
 Noch des Menschen einzig süßer Trost,  
 Sich erleichtern fühlt er jede Schwere,  
 Wann die Thräne seine Wange kost.

Fließet denn, ihr menschlich schönen Thränen,  
 Und befreiet das gepresste Herz,

Stillet unser immer reges Sehnen,  
Mildert Freude, mildert auch den Schmerz.  
Drüben werden keine Zähren fallen,  
Sie verlassen uns am Aschenkrug;  
Engel müssen heitern Blickes wallen,  
Nur dem Menschen blieb sein Thranentuch.

## A n d e n T o d .

1830.

Willst du blasser Tod mich schrecken?  
Nein! du schreckst mich wahrlich nicht;  
Aschenkrüge — sie verdecken  
Nicht das Land im Himmelslicht;  
Jener Schutt verwesener Knochen  
Hat den Muth mir nicht gebrochen;  
Sinke, Staub, zurück zur Erden,  
Soll der Geist des Himmels werden.

Aus der Saat in dunkler Erde  
Reimt die Blüthe hold empor,  
Schlacken bleiben auf dem Herde,  
Stieg die Flamme zum Wolkenchor;  
Alle Stoffe müssen schwinden,  
Die das geist'ge Leben binden;  
Psyche auch schwingt ihre Flügel  
Ueber einem Aschenhügel.

Nicht das bleiche Weingerippe  
Leitet mich zum Todesfuß,

Von des Lebens schroffer Klippe  
Hebt mich sanft ein Genius;  
Seine Fackel senkt er nieder,  
Lispelt: siehst sie Alle wieder!  
In's Asyl der Erdenmüden  
Führt er mich — zum Seelenfrieden.

Schön ist's, unter'm Himmel leben,  
Doch im Himmel schöner noch;  
Jedes freie, höh're Streben  
Fühlt hier nur der Erde Joch.  
Sinke denn, du läst'ge Hülle,  
In des Grabes sanfte Stille!  
Tragt den Geist, ihr Morgenröthen!  
Tod, du kannst mich nimmer tödten!

## Gefühl auf Bergen.

1830.

Den Thälern hab' ich mich entschwungen,  
Wie fühlt die Seele sich beglückt!  
Aus Nebeldunst und Dämmerungen  
Bin ich der Sonne nah gerückt.  
Mich tragen stolz gewölbte Hügel,  
Es öffnet sich die volle Brust;  
Zu athmen höh're Lebensluft,  
Schwingt kühn der Geist die Adlerflügel.

Ich ließ dem Thal das bunte Walten,  
Den Klüften ihre Dunkelheit,

Mich lockten ferne Lichtgestalten,  
 Mich rief des Aethers Heiterkeit;  
 Aus den zersprengten dumpfen Särgen  
 Stand der befreite Sklave auf,  
 Zur Sonne nimmt er seinen Lauf,  
 Und athmet frei auf freien Bergen.

Hier folgen keines Neiders Blicke,  
 Allein steh' ich auf stolzer Höh',  
 Die Lüge flieht, es flieht die Lücke,  
 Es schweigt der Erde banges Weh;  
 Nein kosen um mich her die Lüfte,  
 Die Wolken ziehen unter mir;  
 Nur sonn'ge Klarheit waltet hier,  
 Fern sind die Schatten finst'rer Gräfte.

Nicht in des Thales engen Schranken  
 Ward das, was heilig ist und schön;  
 Die hehren, göttlichen Gedanken  
 Entsprangen auf der Berge Höhn.  
 Die Alpen sind der Freiheit Wiege,  
 Frei wird auf Bergen nur gefühlt,  
 Wer in den niedern Gründen wühlt,  
 Bleibt Sklave stets und fern vom Siege.

Das Herz träumt sich dem Weltgeist näher,  
 Wenn es auf freien Bergen schlägt,  
 Hier ist es fern von jedem Späher,  
 Der Mienen und Gefühle wägt.

Im reinen Glanze glühn die Sonnen,  
 Weit unten dämmeret noch das Thal,  
 Vom Herzen sinkt die bange Qual  
 In hoher Andacht reichen Wonnen.

## Gesang der Najaden.

1830.

Liebl'ich rauschen  
 Silbertropfen  
 Aus des Berges  
 Dunklen Kammern,  
 Und die Schaar der  
 Schilfgekrönten  
 Nymphen nahez,  
 Ihre Tänze  
 Hier zu feiern.

Auf und ab in kühlen Fluthen  
 Wieget sich das Wasserkind,  
 Fühlet keine Lebensgluthen,  
 Spielt mit Welle und mit Wind;  
 Wie des Aethers sanfte Bläue  
 Dehnet sich des Wassers Reich,  
 Auf den Tropfen thront die Freie,  
 Jeder Tropfen schwört ihr Treue,  
 Und sie herrscht so mild und weich.

Sinket hernieder,  
 Lustige Schleier!

Wehe den Lauschern,  
Die mit verwegnem,  
Frevelndem Blicke  
Weibliche Sitte  
Sträflich verletzen!

Wasser haucht das erste Leben  
Durch die Züge der Natur,  
Und erhält das bunte Weben  
Auf der Erde dunkler Spur;  
Auf zur Wolke steigt die Welle,  
Träufelt segnend dann herab,  
Wo der Syrte ödes Grab  
Nimmer küßt die kühle Quelle.

Schlaget die Fluthen,  
Daß sie im Schaume  
Ueppig sich heben!  
Leben giebt Leben!  
Und uns durchströmen  
Wachsende Kräfte,  
Wenn uns des Bades  
Lebender Odem  
Linde umfächelt. —  
Arme Najaden,  
Sterbliche sind wir!  
Neidend versagten  
Nimmerverwelkendes  
Leben die Götter,  
Und nur die Wasser

Geben den welkenden  
Gliedern die Frische,  
Daß unsre Herzen  
Mascheren Schwunges  
Jahrhunderte schlagen.

Keusch und rein durch dunkle Schollen  
Kinnt des Wassers Silberplan,  
Und die fernsten Wellen rollen,  
Hin zum Vater Ocean,  
Der, die Reinen zu umfassen,  
Seinen Arm entgegenstreckt,  
Seiner Kinder unbesiegt  
Liebend harret, sie zu empfangen. —

Schaut, wie die Menschen  
Treiben und weben  
Auf dem krystall'nen  
Bogen der Fluth;  
Doch ihre Blicke  
Schweifen hinüber  
Irrrend und leer;  
Nimmer erkennen  
Sie den erhab'nen  
Abglanz der Reinheit,  
Der aus dem Spiegel  
Bläulicher Wellen  
Siegend hervorstrahlt; —  
Nehmen der Erde  
Trübende Schlacken

Auf in die Helle  
 Ihrer Gemüther,  
 Trennen sich eitel!  
 Riefige Ströme,  
 Einst so gewaltig,  
 Werden zu Tropfen;  
 Sind sie vereinzelt  
 Klein und gewaltlos,  
 Bis sie einst alle  
 Wieder sich finden  
 In dem versöhnenden,  
 Alles vereinigenden  
 Arme des Vaters.

Heilig ist des Wassers Schwelle,  
 Unbekannt der Tiefe Schooß,  
 Nur der Herrscherin der Quelle  
 Lieget das Geheimniß bloß;  
 Wie die Tropfen langsam werden,  
 Was die Tiefe schafft und weckt,  
 Was die Welle dunkel deckt —  
 Schaute nie ein Aug' auf Erden.

Aber nahen  
 Holbe Gestalten,  
 Bessere Seelen  
 Dem Rande der Wellen; —  
 Faßt uns ein Sehnen,  
 Die Guten zu küssen;  
 Führen sie nieder

In die krySTALLenen  
 Räume der Tropfen:  
 Oben doch tönt es:  
 „Ewig verloren!“ —  
 Oben entquellen  
 Trauernde Zähren  
 Ueber die bleichen,  
 Süßen Geliebten,  
 Welche hier unten  
 An wogenden Busen  
 Sanfter gebettet. — —

Schwestern, es neigen  
 Schon sich die Stunden!  
 Bald kehrt des Ostens  
 Rosiger Schein! —  
 Löset die Reih'n! —

## Der Dryade Lied.

1830.

Wer versteht das Leben,  
 Das im Baume webt?  
 Wann die Knospen streben,  
 Weiß man, was sie hebt?  
 Niemand kann ergründen,  
 Wie das Leben schafft,  
 Wie den finstern Gründen  
 Blüthe sich entrafft.

Immer reges Leben  
 Strömt durch Stamm und Ast,  
 Und der Pulse Beben  
 Deckt der rauhe Bast.  
 Diese grünen Schäfte  
 Bergen still ein Herz,  
 Und verborg'ne Kräfte  
 Fühlen Freud' und Schmerz.

Ach! ein fühlend Wesen  
 Waltet in dem Baum,  
 Dem zum Sitz erlesen  
 Ward der grüne Raum;  
 In den engen Schranken  
 Lebt die Dryas fort,  
 Und nur die Gedanken  
 Schweben weit vom Ort.

In der Erde Feste  
 Muß die Wurzel steh'n;  
 Doch die freien Aeste  
 Hoch zum Himmel geh'n.  
 Bess're Abkunft kündet  
 Dieses Streben an,  
 Nur der Erde bindet,  
 Sich das Irb'sche an.

Aus den dunklen Schollen  
 Krank der Zweig die Kraft,  
 Seine Knospen schwellen

Durch der Erde Saft  
 Und mit Lebenswonne  
 In die Luft er sprießt;  
 Wo die milde Sonne  
 Segnend ihn umschließt.

Kommt zum grünen Schatten,  
 Gastlich ist dies Dach,  
 Ruhe heut's dem Matten,  
 Ruft die Freude wach.  
 Frucht im goldnen Kleide  
 Prangt im Blätterkranz,  
 Und des Wohlthuns Freude  
 Fühlt die Dryas ganz.

Liebe haucht mein Leben,  
 Liebe nährt mein Sein;  
 In der Zweige Beben  
 Zittert holde Pein;  
 Laue Lüfte küssen  
 Mich als ihre Braut,  
 Und die Blätter grüßen  
 Mit der Liebe Laut.

Laßt kein rohes Eisen  
 Nahen diesem Baum;  
 Seine Wunden weisen  
 Mich vom Heimathsraum.  
 Will der Erd' mich freuen  
 Und der Sonn' und Luft;

Blüthen will ich streuen  
Dann auf eure Gruft.

## Kunst und Glauben.

1832.

Bewundernd steh' ich, hingerissen  
Vor jener Werke großer Schaar,  
Die mitten unter Hindernissen  
Des Menschen Sinn und Hand gebar.  
Die Werke seh' ich, deren Prangen  
Noch eine ganze Welt entzückt;  
Unsterblichkeit einst zu empfangen,  
Hat die Vollendung sie geschmückt.

Woher der Adel dieser Werke?  
Was schuf sie unvergänglich schön?  
In ihrem Stoff liegt nicht die Stärke,  
Der Zeit und ihrem Kampf zu stehn.  
Schuf sie der flüchtige Gedanke?  
Gebar sie uns der Augenblick?  
War es ein Einfall ohne Schranke,  
Geführt vom Zeitgeist und vom Glück?

Nein! — Selbst in Meisters kühnen Händen  
Ruht nicht das Höhere der Kunst;  
Die Form, die sich einst soll vollenden,  
Sie heischt des Himmels hohe Gunst.  
Der Glaube ist es, der dem Meister

Und seiner Kunst die Weihe giebt,  
Er stellt ihn in die Reih' der Geister,  
Die glaubensstark die Kunst geübt.

Noch eh' die Hand das Werk begonnen,  
Stand es im Innern schon erbaut,  
Und langsam stieg an's Licht der Sonnen,  
Wie es der inn're Blick geschaut.  
Das Urbild strahlt im Herzensgrunde,  
Von ihm wird nur die Form geraubt;  
Und nur das Abbild giebt die Kunde,  
Woran der Künstler still geglaubt.

Was nicht der Meister tief empfunden,  
Was nicht sein frommer Sinn geglaubt,  
Wird bald ein Spiel der flücht'gen Stunden,  
Sinkt hin, vom Erdschmutz bestaubt.  
Todt stehen hochgepriesene Werke,  
Führt Frevler sie zum Leben ein;  
Die Kunst erhält die wahre Stärke  
Nur von dem Glauben fromm und rein.

## Handeln und Dulden.

1831.

Nur zwei Wege leiten uns zum Ziele,  
Einer fordert Kraft im Kampfgewühle  
Und der andre: Kraft in stiller Brust.  
Dort erheischt es: Streiten, Ringen, Wagen,

Hier: ein Glauben, Hoffen und Entfagen;  
 Ueberall doch: Wunden, Schmerz und Lust.

Rauh und feindlich nahen die Gewalten,  
 Sorgen nur und trübe Sinne schalten  
 Unter unfrem stillen Heimathszelt;  
 Da erhebt der Mensch die rüst'gen Hände,  
 Reißet ein die läst'gen Scheidewände,  
 Die ein herbes Schicksal aufgestellt;

Kämpft und siegt — und junge Lorbeern grünen  
 Um den Scheitel jenes Starken, Kühnen,  
 Und ihn preist als Held der frohe Tag. —  
 Aber wenn der Kampf nichts kann erringen,  
 Unsre Kräfte stärkere bezwingen,  
 Dann werd' unsre inn're Stärke wach.

Vieles zwar erringt ein kühner Degen;  
 Doch nicht Alles. — Stellt Geduld entgegen  
 Sich dem Feinde — bleibt sie Siegerin;  
 Wo kein Handeln hilft, da hilft das Dulden,  
 Was die Thaten nur zu oft verschulden,  
 Das versöhnt und trägt ein muth'ger Sinn.

Brausend nahen sich des Unglücks Wogen,  
 Dunkel hat der Himmel sich umzogen,  
 Und des Menschen Stärke bebt und fleucht;  
 Aber nimmer wird er untergehen,  
 Denn er weiß, dem Mißgeschick zu stehen,  
 Muthig hält er still, er trägt und schweigt.

Wahr in unsrer Pantheone Mitten  
 Nicht allein, die kühn und hehr gestritten,  
 Wahret auch des Dulders bleiches Bild.  
 Nicht nur Männern wollet Nachruhm geben;  
 Denkt des Weibes — dessen ödes Leben  
 Dulden ist — bis es der Tod umhüllt.

Wer ist stärker, der den Arm kann regen  
 Und entgegentämpft des Schicksals Schlägen,  
 Ob auch gleich sein Heldenblut entfließt?  
 Der die Fesseln kühn sich kann zerbrechen,  
 Sich mit Thatkraft kann am Schicksal rächen,  
 Und den Kampf mit seinem Leben büßt?

Oder — der im jahrelangen Leiden  
 Alle Freuden sah vom Leben scheiden,  
 Dennoch seinen festen Muth behält;  
 Der noch Liebe hegt im düstren Kerker —  
 Sprich, wer ist wol größer, wer ist stärker,  
 Dieser Dulder oder jener Held?

Thaten rauschen und man wird sie singen,  
 Denn die Welt liebt Handeln und Vollbringen,  
 Nur dem Helden schenkt sie ihre Huld —  
 Doch kann auch nicht Jeder Kämpfe wagen,  
 Kann er doch den Lebenssturm ertragen;  
 Heldensinn lebt auch in der Geduld.

## Der Schwan.

(Abgedruckt im Eibauschen Wochenblatte N<sup>o</sup> 63, Mittwoch  
den 5. August 1825.)

Ein Schwan durchsegelte die Fluthen  
Von einem schilfbekränzten See;  
Ein Spiegel war den Abendgluthen  
Sein reiner, schöner Federschnee.

Es schien, als flöß ein goldner Regen  
Auf ihn vom blauen Wolkenfaum  
Und labte ihn mit seinem Segen,  
Wie Frühlingsthau den jungen Baum.

In einem stolzen, kühnen Bogen  
Schwang sich der Hals und seine Brust  
Und ruhig kam er hergezogen,  
Als wär' nur Hohes ihm bewußt.

Da naht ein niederes Geschmeiße,  
Gekränkt durch seinen adlen Stolz,  
Bewirft ihn, neidend seine Weiße,  
Mit faulen, schmutz'gen Stücken Holz.

Doch er? — er tauchte plötzlich nieder  
Und — wie ein Morgen nach der Nacht —  
Erscheint mit blendendem Gefieder  
Der Schwan in neuverjüngter Pracht.

Der Feinde Schwärme sind zerstoben,  
In heitrer Ruhe zieht der Schwan  
Und freundlich lächeln ihn von oben  
Der Sonne goldne Strahlen an.

## Der stille Genius.

1831.

Durch der Erde bunte Fluren  
Wandelt stumm ein bleiches Bild;  
Gerne weilen seine Spuren,  
Wo das Leben keimt und quillt;  
Einsam wird der laute Pfad,  
Wann dies stille Wesen naht.

Nicht ein Feind ist es dem Leben,  
Ach! es liebt es allzusehr;  
Doch sein Lieben kann nicht leben,  
Mit ihm muß es in das Meer,  
Wo das goldne Eiland winkt  
Und kein kalter Nebel sinkt.

Und der Jugend Purpurrosen  
Und der Freude heitrer Schein  
Lockt es an mit holdem Rosen,  
Führt sie heim zum Palmehain;  
Schönes, das hienieden blüht,  
Wird verflärt, wann es verglüht.

Aber auch das blasse Leiden,  
Mit dem trüben Thränenblick,  
Liebt es, wie die hellen Freuden,  
Endet sanft sein Mißgeschick;  
Wo das Schöne wird verschönt,  
Wird die Zähre auch versöhnt.

Und so eilt von Welt zu Welten  
Dieser stille Engel hin.  
Nichts verschont er, nichts darf gelten,  
Alles gleicht sein Liebesfönn;  
Stern und Creatur erleicht,  
Wenn sein Flügel sie erreicht.

Alle wirre Lebensknoten,  
Jede Erdendissonanz;  
Löst der freundlichste der Boten,  
Und die Nacht wird Sonnenglanz; —  
Darum fürchtet nie den Ruf  
Von dem stillen Genius.

## An die Jugendzeit.

1831.

Dahin seid ihr, ihr süßen Jugendstunden,  
Ihr meines Daseins Sonnenquell!  
Von meiner Brust habt ihr euch losgewunden  
Und schwandet, ach! — so schnell.

Ein Knabe nahm ich lässig eure Freuden,  
Als ein Geschenk des Zufalls, auf;  
Nie glaubte ich an euer einst'ges Scheiden,  
An euern raschen Lauf.

Als Jüngling strebte ich, euch zu genießen,  
Ich sang: „der Reiz blüht nur einmal!“  
Und unbesorgt sah ich die Zeit entfließen;  
Ich stand im Göttersaal.

Du weihetest mich, du liebeliche Kamöne!  
Wie warm und harmlos schlug die Brust!  
Mit Sonnengluth umschloß ich jedes Schöne,  
Trank ungetrübte Lust.

In jene lebensreichen Regionen  
Schwang sich empor das Ideal,  
Gewunden wurden nur dem Recht die Kronen,  
Der Bosheit ward der Stahl!

Jetzt weile ich in unbekanntem Räumen,  
Des Lebens Odem wehet kühl;  
Von allen meinen hoffnungsreichen Träumen  
Der holde Zauber fiel.

Was blieb von allem Schönen, Guten,  
Das sich das gläub'ge Herz gedacht?  
Begraben liegt es in des Lebens Gluthen,  
Was selig mich gemacht!

Entsunken ist der Welt die Strahlenkrone,  
Betrogen ward die Phantastie  
Und farblos liegt die künftige Lebenszone;  
Zur Jugend wird sie nie!

Doch darum nicht die freud'ge Kraft verloren!  
Mir blieb des Glaubens Stab;  
Noch einmal wird die Jugend mir geboren,  
Einst — über meinem Grab.

## Die Najaden im Weinkeller.

1831.

Der Wirth  
steigt in den Weinkeller hinab.

Welche Schwüle

Ruht in dieser Gruft!  
Welche dumpfe Kühle!  
Welcher wüste Duft! —

Ja, das sind die bösen Geister,  
Die dem Wein entstehn  
Und selbst ihren Herrn und Meister  
Bis zum Rausche drehn.  
Sind sie einmal losgelassen,  
Stürmen sie mit mächt'ger Wuth  
Auf des Menschen schwaches Blut;  
Weh dem Armen, den sie fassen!  
Er kommt aus dem rechten Gleise,  
Leib und Geist gehorchen nicht,  
Wunderlich wird seine Weise,  
Ihm erlischt der Klugheit Licht.  
Von dem Scheitel bis zur Sohle  
Herrscht des Weines wilde Macht;  
Doch, wo heut' die Flamme wacht,  
Liegt am Morgen eine Kohle.  
Auch des Staates bester Bürger  
Ist, berauscht, ein Vagabund;  
Wein erzeuget blut'ge Bürger,  
Störet frech am Staatenbund.

Ich erkenn' des Wirthes Pflichten —  
Will das Schädliche vernichten;  
Daß die Flammen nicht so zischen,  
Will zum Wein ich Wasser mischen.  
Er tritt zur Wasserkufe.

Die Najaden.

Rühr' uns nicht an,  
Frevelnder Mann!  
Uns ist hienieden  
Andres beschieden,  
Als uns zu einen  
Mit glühenden Weinen.  
Ehre die Sitte züchtiger Weiber,  
Laß ihre Leiber  
Nicht in die Mitte  
Recker Gesellen  
Muthwillig stellen!  
Zwing' nicht zur Unnatur!  
Wer hat erlebt,  
Daß auf des Wassers Spur  
Feuer geschwebt?  
Unfre kühlenden Wellen,  
Unfre dämpfenden Gluthen  
Darfst du nimmer gesellen  
Zu den entflammenden Gluthen.

Die Geister des Weines.

Heb' dich von hinnen  
Mit deinem Beginnen!

Brauchst, o alter Kellermeister,  
 Nicht des Weines flücht'ge Geister  
 So zu fürchten und zu hassen;  
 Kannst uns ungeschwächt nur lassen!  
 Wir sind Kinder deiner Erde,  
 Deine Sonne zog uns groß,  
 Erbt'n Gluth vom Strahlenheerde,  
 Milde von des Rasens Moos.  
 Eingezwängt von engen Banden,  
 Mehrte sich der Geister Kraft,  
 Und, zum Leben neu erstanden,  
 Drängen sie sich aus der Haft.  
 Mit des Regenbogens Farben  
 Schmücken wir die Phantasie,  
 Schöner wird die Poesie,  
 Wenn der Rebe goldne Garben  
 Mild durchglühen das Genie.  
 Freude reichen wir dem Leben,  
 Eröstung, wo die Sorge weilt,  
 Flügel leihen wir dem Streben,  
 Wenn es kühn zum Ziele eilt.  
 Jünglingsfrische glüht im Alten,  
 Selbst dem Siechen wird die Kraft,  
 Wenn wir ihm den Becher halten  
 Und er trinkt vom goldnen Saft.  
 Helden schaffen wir und Liebe,  
 Glauben an die bess're Welt;  
 Uns wird nicht der Himmel trübe,  
 Uns umgrünt das Hoffnungsfeld.  
 Doch der Tropfen nur bringt Segen,

Wehe jedem Ueberfluß!  
 Ach! auf gar zu kurzen Wegen  
 Folgt die Reue dem Genuß.  
 Nur der Weise kennt das Zechen;  
 Doch ein Narr versuch' es nicht,  
 Denn wir stellen keine Schwächen  
 Bald vor volles Tageslicht.  
 Nur der Wein durchglüht das Leben;  
 Nüchtern hinkt die Theorie;  
 Zu der That ermuntern Neben,  
 Doch zum trägen Denken nie.  
 Darum gieß des Wassers Fluthen  
 Nicht in unsren goldnen Born,  
 Freunde sind wir allen Guten  
 Und dem Wichte nur ein Dorn.

#### Der Wirth

hat unterdessen einen Eimer mit Wasser ergriffen und  
 schüttet denselben in den Wein.

So, — nun wird kein Gast mir schwer  
 Und mein Stückfaß nimmer leer.

Die Najaden und Geister des Weines.

Wehe dir, Böfewicht!  
 Fluch deiner That!  
 Siehst du die Strafe nicht,  
 Die dir schon nahe?  
 Kennst du den Fisch,  
 Wo froh und frisch  
 So mancher Gast

In sel'ger Raft  
 Bei'm Lebehoch!  
 Am Becher sog? —  
 Den Abschied gieb der goldnen Zeit,  
 Sie kehrt dir nimmer wieder;  
 Du hast dich auf den Gast gefreut,  
 Doch nun geht er vorüber,  
 Und spricht mit grämlichen Gesicht:  
 „Da wohnt der graue Sündenwicht,  
 Der seinen Wein mit Wasser mischt.“

Und dieses soll der Fluch dir sein:  
 Kein froher Gast kehrt bei dir ein,  
 Kein Labetrunk soll dich erfreu'n,  
 So lang' dir mangelt reiner Wein.

## Der Gesang der Cyklopen.

1830.

Hämmert, daß die Funken sprühen,  
 Eins, zwei, drei und vier!  
 Weißlich muß das Eisen glähen,  
 Eins, zwei, drei und vier!  
 Ambosklang  
 Zum Gesang!

Nach dem Takt der Arm sich rege,  
 Sonst verwirren sich die Schläge!

Wie sich doch das starre Eisen  
 Auf dem Ambos schmiegt,

Sich bequemt nach unsren Weisen,  
 Wenn der Hammer siegt!  
 Feuerkraft  
 Ist's, die schafft!  
 Feuer herrscht in diesen Stätten,  
 Feuer muß das Schrofne glätten!

In der Erde inn'rem Kerne  
 Glüht des Feuers Sitz;  
 Der Prometheus stahl vom Sterne  
 Ganz umsonst den Blitz;  
 Tief im Thal  
 Lebt der Strahl!  
 Wie dort an dem Himmelsbogen  
 Ziehn auch unten Feuers-Wogen.

In der Tiefe kocht das Feuer  
 Glänzendes Metall,  
 Seine Kräfte wirken freier  
 Unter'm Erdenwall.  
 Ruft es nicht  
 Auf zum Licht!  
 Bricht es einst die dunklen Schranken,  
 Wird die alte Mutter wanken.

Nur Verstand regiert die Geister,  
 Führt sie kühn zum Ziel;  
 Wir sind hier die hohen Meister  
 In dem Flammenspiel.

Feuersgluth

Ist uns gut!

Wer das Element kann zwingen,  
Dem wird's seinen Segen bringen.

Mit des Feuers mächt'gem Siege  
Siegt die kühne Hand,  
Und das Werk entsteigt der Wiege  
Nur im Gluth-Gewand.

Feuersgunst

Heischt die Kunst!

Soll das Werk sich schön gestalten,  
Fühl' es, wie die Flammen walten.

Bringt das schlackenvolle Wesen  
In das Feuerbad!  
In der Flamme wird's genesen,  
Strahlen hell und glatt!

Nein vom Schlamm'

Wäscht die Flamm';

Will das Gold zum Licht sich schwingen,  
Muß das Feuer es durchdringen.

Feuer strömt durch alle Welten,  
Spendet Wärm' und Licht,  
Wo noch seine Gluthen gelten,  
Schweigt das Leben nicht.

Was da glüht,

Das noch blüht!

Feuer treibt den Puls im Leben,  
Glüht im Auge, schwellt die Neben!

Pumpt des Blas'balgs Luft geschwinder,  
Schürt den Flammengischt!  
Thanatos führt seine Kinder,  
Wenn das Feuer lischt.

Dhne Gluth

Wällt kein Blut.

Lischt der letzte Lebensfunken,  
Ist der Mensch in's Grab gesunken.

Mit den flammenden Gewalten  
Haben wir's vollbracht;  
Drum in Ehren hoch gehalten  
Sei des Feuers Macht!

Bleib' uns gut,

Traute Gluth!

Unsre Arbeit ist gelungen,  
Dir das Feuerlied gesungen! —

## Der Lorbeerbaum.

1831.

Seht! mit leichtbeschwingten Sohlen  
Flüchtet Daphnis durch den Wald,  
Und die Holde einzuholen,  
Hinter ihr die Gottgestalt.  
Ach! Apollo flehte Liebe,  
Und die Keusche hört ihn nicht  
Und sie flieht dem Flammentriebe,  
Der nur stürmend Knospen bricht.

Rette! rufst sie in die Fluthen,  
 Die ihr Vater Penens wiegt,  
 Rett' mich vor des Gottes Gluthen,  
 Eh' dein Kind Gewalt erliegt!“  
 Pflöglich wandeln ihre Glieder  
 Sich in einen Lorbeerbaum,  
 Und der muntre Gott der Lieder  
 Klagt um seinen schönsten Traum.

Und es flüstert aus den Zweigen:  
 „Warum klagst du, theurer Freund?  
 Wisse, längst war ich dein eigen,  
 Und mein Herz mit dir vereint;  
 Aber deine wilden Sinne  
 Sprachen Frauen-Sitte Hohn,  
 Drum entsagt' ich deiner Minne —  
 Die Geliebte ist entflohn,

Doch der Lorbeer dir geblieben!  
 Ist dir Daphnis auch geraubt,  
 Wird sie dich als Lorbeer lieben,  
 Kränzen stets dein Sonnenhaupt!“ —  
 Liebt tönt nicht immer wieder,  
 Denn das Herz liebt fesselfrei;  
 Doch dem Sänger süßer Lieder  
 Blieb seitdem der Lorbeer treu.

## Der Vogelfänger.

1831.

Vogelstellen! Vogelstellen!  
 O wie süß! das Herz ich schwellen,  
 Denk' ich an das Vogelstellen!  
 O der Wonne jener Zeit,  
 Wenn ich mich des Fangs gefreut.

Sah so gern die Vöglein an,  
 Aber konnt' sie nimmer fah'n,  
 Flogen auf und kehrten wieder,  
 Sangen neckend Schelmenlieder,  
 Bis ich endlich Meister ward  
 Von des Fanges rechter Art.

Einem Pfau mit eitlen Prangen  
 Stellt' ich Schmuckwerk, goldne Spangen;  
 Einer Elster Plappermund  
 Gab ich Märchen kraus und bunt;  
 Einem stolzen Goldfasan  
 Ward ich höflicher Galan.

Mit der blöden Nachtigall  
 Schwärmt' ich an dem Wasserfall;  
 Mit dem Gänschen muß' ich schnattern,  
 Mit der Schwalbe lustig flattern,  
 Und mit Keim und wig'ger Zeile  
 Lockte ich Minervens Eule.

4\*

Meinen Tod in dem Gefechte  
Zeigt' ich einem spröden Spechte;  
Für die Taube lag bereit  
Honigseim und Zärtlichkeit;  
Und der leckre Papagei  
Wurde mein durch Näscherei.

Nur dem rechten Vögelein  
Spar' ich's Herz und Kinglein,  
Keine Kunst soll ihn bestrieken;  
Soll der beste Fang mir glücken,  
Soll das Loos gewonnen sein,  
Seh' mein Ich ich selber ein.

Hegst du, Lieber, das Verlangen,  
Bunte Vögel dir zu fangen?  
Lerne nur die rechte Weise  
Und des Vogels Lieblingsspeise;  
Keiner wird dir dann entfliegen,  
Zahm und wild wirst du besiegen.

Vogelstellen! Vogelstellen!  
O wie fühl' das Herz ich schwellen,  
Denk' ich an das Vogelstellen!

## Der Sämann.

1830.

Aus dem Hochgebirge blickt der Morgenstrahl  
Wie ein holdes Mädchenanltz in das Thal,  
Und das Leben jauchzt ihm froh entgegen;  
Neue Stunden bringen neuen Segen!

Jeder rührt sich in dem eignen Kreise,  
Ich auch will heut meine Saaten streu'n!  
Güt'ger Vater, laß sie einst gedeih'n,  
Mir zum Lohne, dir zum ew'gen Preise!

Furcht und Hoffnung streiten sich in meiner Brust;  
Freundlich nickt die Hoffnung mir in ihrer Lust:  
Soll ich wohl die Liebliche umfassen?  
Heißt nicht hoffen: lieben — fürchten: hassen?  
Lieben will ich! und ich tret' entschlossen  
Voll Vertrauen zu den Schollen hin;  
Schwind' auch der berechnete Gewinn,  
Wird doch manches Nichtgehoffte sprossen!

Erde, Sonn' und Regen üben ihre Macht,  
Zeiten rollen drüber, bis der Keim erwacht. —  
Lock'rer Nasen muß den Saamen wiegen,  
Milder Sonnenstrahl sich an ihn schmiegen,  
Und der Wolke Thräne ihn bethauen!  
Dann durchbricht er seine dunkle Haft,  
Höher steigt und blüht sein Blumenschaft,  
Reizend wird die Frucht herniederschauen!

Doch wie manches Körnchen fällt auf schroffen Stein,  
Und wie es auch flehe, dringt es niemals ein.  
Finstern bleibt der Felsen ihm verschlossen,  
Wo nichts wurzelt, kann nichts Freud'ges sprossen!

Mancher Saame ruht in Mooresgründen,  
Lepp'ges Wasser zeitigt seinen Stamm;  
Locker, siechend steht er auf dem Schlamm,  
Keine Frucht wird sein Gedeihen künden.

Wann die jungen Saaten fröhlich auch gedeih'n,  
Zieht des Sämanns Hoffen doch nicht siegend ein;  
An den Wurzeln kann der Brand oft zehren,  
Gift'ger Wehlthau tödten stolze Lehren;

Auch des Unkrauts schlingenreiche Ranken  
Weben sich durch manches Saatenfeld,  
Wehe, wer in seine Netze fällt! —  
Selbst das edlere Gewächs wird wanken.

Doch von keinem Himmel freundlich angesehen,  
In der Felsenerde, wo die Dornen stehn,  
Treibt einsam ein Korn oft muntre Zweige;  
Sein Gedeih'n ist seiner Kräfte Zeuge.

Durch die Disteln hat es sich gerungen,  
Nicht mehr schattet es das Felsendach,  
Froh begrüßt es den vermisten Tag,  
Und sein kräft'ges Streben ist ihm schön gelungen.

Sold' ein Korn ist selten — aber hochgeehrt  
Und dem weisen Sämann über Alles werth;  
Denn er kennt den Adel: in Gefahren  
Muth und Lebenslust treu zu bewahren.

Himmelsfegen ruh' auf meinen Händen!  
Freu' dich, Saame, in der Erde Schooß,  
Wirst erblühen einst zum schönen Loos,  
Einst zur Sonne deine Triebe wenden.

## Das neue Jahr.

1828.

Von Morgenröthen erglühn die Höh'n,  
Zur Flucht hebt die Nacht ihr Gefieder,  
Ein Jüngling gleich einem Weibe so schön,  
Steigt dort von den Bergen hernieder;  
Er schaut aus den Thoren des Morgens hervor,  
Er winkt — es rauschet der nächtliche Flor,  
Umstrahlt sind die göttlichen Mienen  
Von Gold und von Purpurrubinen.

Und müder sinkt Nacht und matter hinab  
In's tausendjährige Zeitengrab.

Sieh da! sie tragen den König dahin —  
Den greisen, der sanft uns geleitet,  
Es winkt der Tod von der fürstlichen Stirn,  
Die Frieden und Heil einst bereitet.  
O Vater, fahr' wohl auf dem dunklen Gang,  
Den Viele wandeln so schwer und bang;  
Ein Herrscher voll Weisheit und Güte  
Lebt ewig in unserm Gemüthe.

Die freundlichen Sterne vergangener Zeit  
Erbleichen — geküßt von der Ewigkeit. —

Mur auf leisem Geisterflügel  
 Der Erinn' rung schweben sie hinab,  
 Uns zu laben springen dann die Kiesel,  
 Sanfte Stimmen tönt das stumme Grab.  
 Alles Gute, was die Zeit gegeben,  
 Hat das Erbe der Unsterblichkeit,  
 Und die schönen Klänge der Vergangenheit  
 Tönen fort durch unser ganzes Leben.

Nedles Herz!

Müde hast du dich gerungen,  
 Zähren fallen, dich umschlungen  
 Hält der Schmerz.

Heb' den Blick

Dort zurück!

Da sprudelt von rostigen Ringen

Umduftet der Lerche Quell,

Da strahlet die Sonne so hell,

Geschiedene Zeiten, sie singen:

„Menschensohn!

Nicht entflohn

Aus dem dunklen Erdenthal

Ist der Freude goldner Strahl;

Denk' an uns nur allzumal!

Unsre Brüder

Bringen gold'ner dir ihn wieder.“

Braust die Luft

Auf in deiner Brust,

Drohen ihre Todesgluthen

Jedem Schönen, Wahren, Guten; —  
 Dann ruf die gelebten Stunden  
 Ihre Seufzer, ihren Dornenkranz,  
 Zu der üpp'gen Freuden Zauberanz,  
 Und die wüste Seele wird gefunden,  
 Wenn in deinen Klagen sie gefunden:  
 Daß im Arme der Sirene  
 Unterging so manches Schöne.

Süß sind Leiden in dem Angedenken,

Süß die Freuden der Vergangenheit;

Hoher Herrscher über Raum und Zeit

Woll' im rechten Maaß uns beides schenken!

Mit kräftigem Schritt der Jüngling tritt her  
 Und öffnet die goldnen Thore,  
 Die Hoffnung schwingt jubelnd sich um ihn her  
 Mit der Freude lächelnder Hore;  
 Und der Glaub' an das Bess're in der Welt  
 Steigt nieder zu uns vom Himmelsgezelt,  
 Die Seele, entbunden dem Harne,  
 Schließt Welten in glühende Arme.

Vom Morgenroth verdrängt ist die Nacht,  
 Das neue Leben schwebt über dem Schacht  
 Und schmückt sich lieblich in bräutlicher Pracht.

Es nimmt jetzt der Jüngling den Fürstenstab,  
 Die Krone und alle Gewalten  
 Des greisen Königs — vom frischen Grab,  
 Und will fortan herrschen und schalten.

D! führe den Scepter so lieb und so mild,  
 Wie jenes dahin geschied'ne Gebild,  
 Daß an deinem Grabe die Deinen  
 Einst Zähren des Dankes still weinen.  
 Der Morgen streut sein Rosenlaub,  
 Anbetend beugt sich Staub im Staub.

Namenloser Geist der Welt,  
 Neig' dich nieder  
 Zu dem Flehen meiner Brüder! — — —  
 Wann der Wunsch die Knospe schwellt,  
 An das Licht als Frucht zu treten,  
 Hebt der Mensch zum Wolkenzelt  
 Seine Arme — anzubeten  
 Jenen, den zwar Herzen kennen,  
 Aber keine Zungen nennen,  
 In dem Glauben, daß der Geist,  
 Dem er sich ganz hingegeben,  
 Nicht den Purpursfaden reißt,  
 Den die Wünsche sorgsam weben,  
 In dem Glauben, daß kein Spott  
 Seiner Wünsche keckes Streben  
 — Wie es wol die Dudenroth'  
 Ihm gethan im argen Leben —  
 Kränken wird; im schönen Glauben,  
 Daß, was gut ist, einst erblüht,  
 Was jetzt hoffend ihn durchzieht.  
 Segne diesen Himmelsglauben,  
 Der in dieser ernstesten Stunde  
 Jede Seele dir erschließt,

Daß aus ihrem frommen Munde  
 Ein Gebet zu dir entspricht! —

„Gilt es, fürchten oder wagen?“ —  
 „Bringt die Zukunft Sonnenlicht?“ —

Laß uns diese Erdenfragen,  
 Weiser Herrscher, zürne nicht!  
 Ach! das Herz ist schwach im Zagen,  
 Wann ein neuer Tag anbricht,  
 Denn ihm banget vor dem Abend,  
 Der nicht immer mild und labend!

Aber du hältst Mond und Sterne,  
 Wurm und Seraph an der Brust,  
 Nahe ist dir jede Ferne  
 Und du führst so lieb und gerne  
 Deine Wesen hin zur Lust,  
 So vergieb denn Herzens Zagen  
 Bei des Morgens Blütenlicht;  
 Unser Glaube rufet: „Wagen!  
 Der dich schuf, verläßt dich nicht!“

Und heller steigt des Tages Pracht,  
 Hallelujah! das Jahr ist erwacht.

## Der Flug nach den Bergen.

1829.

In einem Thal voll dunkler Schatten  
Lebt' einst ein kleines Vögelchor,  
Zufrieden, wie's die Alten hatten,  
That's keiner seinen Vätern vor;  
Im Essen, Trinken, Nesterweben,  
Strich hin des Lebens Herrlichkeit,  
Nach etwas Andreem hinzustreben,  
Hieß: etwas dumm und viel zu weit!

Einst sprach zu diesen bunten Brüdern  
Ein leicht beschwingtes Vögelein:  
„Die Melodie von unsren Liedern  
Und unser ganzes Thun und Sein  
An diesem engen, düstren Orte  
Bleibt immer Eins — spricht Keinen an —  
Verschlossen ist uns keine Pforte,  
Ich dächt' wir zögen Berges an!

Schaut dort die sanften, grünen Hügel,  
Vom Sonnenstrahle reich befränzt!  
Wie hebt es nicht die rüst'gen Flügel,  
Wenn solch' ein Bild entgegenglänzt!  
Das Lied, das wir hier unten singen,  
Tönt herrlicher von Bergeshöhn,  
Wo andre Chöre mit drein klingen  
Und schön're Melodieen wehn.

Doch alle seine Brüder riefen:  
„Was sollen diese fernen Höb'n,  
Wir bleiben, wo wir ruhig schliefen,  
Wir bleiben, wie wir einmal stehn!  
Ein Narr nur mühet seine Schwingen  
Nach nie genoss'nen Freuden ab;  
Nie würden wir zum Berge bringen,  
Zu hoch steht deines Zieles Stab!“

Doch mächtig zog's den jungen Sänger  
Hinan zum fernen Sonnenland,  
Im Thale ward's ihm immer enger,  
Wo die Gewohnheit ihn gebannt:  
Da schlug er kräftig seine Flügel  
Und hob sich aus dem Thal empor;  
Zwar lagen ferne noch die Hügel,  
Doch er drang immer weiter vor.

Voll Hohn ob dem gewagten Fluge,  
Rief ihm des Thales Völkchen nach:  
„Flieg', Thor! geführt vom eitlen Truge,  
Du bist für dieses Ziel zu schwach!“  
Doch er schwang näher sich und näher,  
Vom Strahl der Sonne neu belebt,  
Entschwand dem Auge niedrer Späher,  
Und singt das Ziel, das er erstrebt.

## Die Spinne.

1829.

Seht! was läuft dort an den Scheiben  
 Unermüßlich hin und her?  
 Es ist einer Spinne Treiben  
 Um ein Plätzchen still und leer.  
 Wie sie emsig forscht und trachtet,  
 Ob auch tauglich dieser Raum?  
 Jetzt hat sie die Eck' gepachtet;  
 Hier steht einst ihr Webebaum!

Laßt uns nicht still vorübergehen,  
 Wo sich ein fleißig Leben regt,  
 Begreifend soll der Mensch es sehen,  
 Wie sich die sinn'ge Kraft bewegt,  
 Er selbst — jetzt Schöpfer stolzer Werke —  
 Ging einst am Kinder-Gängelband,  
 Bis spät zu seiner rohen Stärke  
 Sich Fleiß und Kunst gefellig fand.

Als aus der Schöpfung Mutterhänden  
 Er eintrat in der Welten Raum,  
 Da hingen überreiche Spenden  
 An seines Lebens goldnem Baum.  
 Natur hielt ihn in ihrem Arme  
 Und reichte ihre Fülle hin;  
 Und er — noch nicht berührt vom Harne —  
 Genöß mit leichtem Kindesinn.

Doch bald fühlt er die Kräfte schwellen,  
 Gereift zur stolzen Mündigkeit,  
 Ergriffen von des Wunsches Wellen,  
 Traut er der Kraft — hofft von der Zeit.  
 Dahinten bleiben sel'ge Fluren,  
 Dahinten süßes Kindesglück,  
 Rasch geht er seine eignen Spuren  
 Und wird sich selber sein Geschick.

Nicht Thäler sind's, nicht Bergeshöh'n,  
 Umpflanzt mit Schätzen der Natur,  
 Wohin des Wandrers Pfade gehn; —  
 Auf einer rauhen, wüsten Flur,  
 Durchfurcht mit Steinen, bleibt er stehn.  
 Er setzt die Kraft an schrofne Schranken;  
 Sie fallen und die Erde bebt,  
 Erweicht, — schmiegt sie sich dem Gedanken,  
 Der bildend in dem Menschen lebt.  
 Und heiter steht ein neues Leben,  
 — Auf dem Schutt ein grüner Baum —  
 Und weiter sieht man es sich weben,  
 Beseligend den ganzen Raum.

Wenn die Natur aus ihrer Mutterhand  
 Den theuren Pflegling freigelassen;  
 Geht seinen Pfad er nicht verlassen:  
 Ihm bleibt, ihn schützt der schaffende Verstand.

Welchen feinen, glatten Faden  
 Unsre Wirthin sich gemacht,

In dem engen dumpfen Laden,  
 In der schlichten grauen Tracht!  
 Manchen faßt ein leises Grauen  
 Bei des Leibes Mißgestalt;  
 Doch, sieht er sie Netze bauen,  
 Wird er ihr Bewund'rer bald.

Die Formen kann man gern verachten,  
 Wenn nur ein ädler Geist sie hebt;  
 Was nutzen Momus bunte Trachten,  
 Wenn Spott auf seinen Schritten schwebt?  
 Den süßen Kern deckt herbe Hülle,  
 In Wolken liegt der Sonne Licht,  
 Die Erde deckt des Keimes Fülle,  
 Die einft die dunkle Schaale bricht.  
 Was Erde ist, bleibt ihrem Schooße,  
 Doch was den Sonnen angehört,  
 Hebt sich empor zu schön'rem Loose  
 Und trinkt den Strahl vom Himmelsheerd.

In den Hütten des Thales wohnen,  
 Unter der Dürftigkeit drückenden Zonen,  
 Menschliche Seelen voll Hochgefühl.  
 Was sie dort schaffen, was sie dort treiben,  
 Wird keine Feder der Nachwelt beschreiben,  
 Das war immer der Uebelen Ziel.  
 Aber könnte die Welt nur erschauen,  
 Was im Stillen die Stillen hier bauen,  
 Wie sich das Schöne zum Guten hier eint;  
 Welche Kämpfe die Herzen gestritten,

Was sie geopfert, was sie gelitten,  
 Welche Thränen das Auge geweint; —  
 Könnte sie schauen — würde sie wissen,  
 Welches Licht aus diesen Finsternissen  
 Sich zum Strahlenmeer der Wahrheit schwingt.  
 Thaten, die die Weltgeschichte singt,  
 Die noch prahlend spät das Ohr erreichen,  
 Werden schamerglühend jenen weichen,  
 Die ein ädles Herz hier still vollbracht,  
 Längst umhüllt von tiefer Grabesnacht.

Fein hat sich das Netz gewoben,  
 Schon zu Ende ist's gebracht;  
 Zierlich thronet es dort oben  
 In der Ordnung schönster Pracht;  
 Und die Kraft, die es gegründet,  
 Wie gar nichtig und wie klein!  
 Und mit welcher Sorgfalt bindet  
 Sie die Fadenfränge ein.

In den dunklen Körperhüllen  
 Schlummert unsichtbare Macht,  
 Welche Welten kann erfüllen,  
 Wann sie aus dem Schlaf erwacht.  
 Nicht weithinstrahlend ist die Macht,  
 Wann sie Gewaltiges erschafft.  
 Dem Kleinsten keimt das Größte auf,  
 Wächst riesengroß im Sturmeslauf.  
 Ein lichter Streif am Himmelsbogen  
 Entfaltet sich zum Wolkenheer;

Mit Flammen ist er rings umzogen,  
 Vom Donner zittern Erd' und Meer,  
 Es speien Tod die grausen Wogen  
 Und Stürme treiben ihr Verkehr,  
 Vom Nordstern und Magnet betrogen,  
 Erbebt der Schiffer hoffnungsleer;  
 Fern von des Festlands sicherer Küste  
 Geschleudert in die Wasserwüste,  
 Glänzt ihm kein Strahl der Rettung mehr.

Krachend stürzen stolze Masten  
 Von des Sturmes Riesensaust,  
 Die entfesselt niederbraust,  
 Und der Wasser Centnerlasten  
 Fassen prasselnd jetzt den Kiel,  
 Daß die Eichenrippen krachen,  
 Und der stolze Riesennachen  
 Wird der Wog' und Winde Spiel.  
 Wild bewegt von dem Gewühl,  
 Steigt der Kahn  
 Himmelan;  
 Doch da packt ihn der Orkan.  
 Grimmig schleudert er ihn wieder  
 In die Wogenschlünde nieder,  
 Wo des Schiffes schwanke Glieder  
 Gleicht erfaßt die Wasserhyder,  
 Wieder sie emporzuschellen,  
 Bis am Riffe sie zerschellen.  
 Tief im Raume dringen Quellen  
 In die offenen Planken ein.

Alles schüttet — groß und klein —  
 Sühnend in die dunklen Wellen,  
 Was die Hand so schwer errang.  
 Aber bleicher wird die Wang';  
 Denn es wächst des Wassers Höhe,  
 Und ist gleich das Schiff entlastet,  
 Ist's das Meer, das nimmer rastet,  
 Seine Wucht hineinzudrängen.

Aber welch' ein neues Wehe!  
 Seht! ein Fünkchen, das vergessen  
 Lang' am Werke sich genährt,  
 Schwingt als Flamme sich vom Heerd,  
 Und mit seinen Schlangenzungen  
 Ist es zum Verdeck gedrungen.  
 Lückisch schleicht  
 Zu der Pulverkammer  
 Sich die Gluth. —  
 All sein Gut  
 Hat die Fluth;  
 Nur das arme Erdenleben  
 Zögert noch der Mensch, zu geben.  
 Diese letzte süße Habe  
 Will er retten aus dem Grabe.  
 Er verläßt das Todesbett,  
 Seine Stütze ist ein Brett  
 Und die Hoffnung ist der Lootse.

Hinter ihm kämpft Element,  
 Das da löscht und das da brennt,

Grausenhafte im engen Raume.  
 Jedes ist des andern Feind,  
 Zügelte ihn mit mächt'gem Zaume;  
 Aber hassend alles Leben,  
 Sind zum Tode sie vereint.  
 Schreckenvolles Widerstreben!  
 Sich bekämpfend — tödten sie.

Tausendfacher Donnerhall  
 Kündigt des Schiffes Fall.  
 Zischend weicht das Meer zurück,  
 Läßt die finstren Gründe sehen,  
 Nie berührt vom Menschenblick.  
 Schäumend schließt sich gleich die Klust,  
 Fürchtend, daß die dunkle Gruft  
 Von dem Sonnenstrahl gesehen,  
 Angehaucht von Himmelsluft,  
 Ihre Schreckgestalt würd' sehen. —  
 Also bebte der Bösewicht  
 Bei der Wahrheit Strahlenlicht,  
 Sucht dem Glanze zu entgehen,  
 Um die Schuld nicht zu gestehen.

An des wüsten Eilands Strande  
 Wacht der Mensch zum Leben auf,  
 Neu beginnt er seinen Lauf.  
 An die unbekanntn Lande  
 Webt er frische, theure Bände  
 Durch der regen Hände Fleiß;  
 Denn des Angefichtes Schweiß,

Der hier in die Erde fällt,  
 Wird dereinst Lianen-Reis,  
 Das ihn sanft gefesselt hält.

So schafft das herrlichste der Werke  
 Der Mensch in der geringen Stärke.  
 In das erstorbene Gebilde  
 Bringt er den Auferstehungsruf.  
 Durch die Vernunft, durch sinn'ge Milde  
 Verädelt er das rohe Wilde  
 Und ist es, der im öden Bilde  
 Das erste, bess're Leben sät,  
 Wo rege Kräfte weise bauen,  
 Da hängt des Wohlstands goldnes Fließ,  
 Und aus den Steppen werden Auen,  
 Wo Triptolem sich niederließ.

Überall dehnt sich der Faden,  
 Schlan gestellt, zum Netze aus,  
 Und die lockern Räume laden  
 In das fein gewebte Haus;  
 Aber in dem Winkel lauschet  
 Aufmerksam die Spinnerin:  
 Wann das Netz zusammenrauschet,  
 Stürzt sie auf die Beute hin.

So zieht der Mensch auch seine Fäden  
 Auf diesem Erdball sinnend aus,  
 Und bringt durch Thaten und durch Reden  
 Sich reiche Garben in das Haus.

Durch alle Zonen hingeleitet  
 Hat Fleiß den Faden, scharf gespannt,  
 Und was an ihm hinuntergleitet,  
 Empfängt er mit geschäft'ger Hand.  
 Ihm reicht das Meer die Perlenrente,  
 Ihm grünt das sanfte Saatenland,  
 Ja, selbst die wilden Elemente —  
 Sie flechten ihm ein goldnes Band.

Doch hüte sich vor falschen Tritten,  
 Wen lockend der Gewinn geführt;  
 Zum Abgrund ist er hingeschritten,  
 Eh' er noch seine Schauder spürt.  
 Sanft schmiegen anfangs sich die Ranken  
 Um unsrer Unschuld Blütenbaum;  
 Noch ahnet keiner der Gedanken,  
 Gefahr in diesem schatt'gen Raum;  
 Doch bald sind Stamm und Zweig umjogen,  
 Erstickt des Lebens inn're Kraft,  
 Der Sonnenpfeil von Titans Bogen  
 Erweckt nicht den gestorbnen Saft.  
 Um sich hat sich der Mensch betrogen,  
 Nicht mehr entschwingt er sich der Haft.

O, du freundlich süße Muttererde,  
 Warum öffnest du den dunklen Schooß?  
 Warum hülltest du in dichtes Moos  
 Nicht des Goldes glänzende Gebärde?  
 Waren deine andren reichen Gaben  
 Nicht genügend für ein Menschenherz?

Mußt' der Mensch das undankbare Erz  
 Noch aus deinem Innern graben?  
 Unbewacht, erbaute sich dein Sohn  
 Einen Pfad durch schauerliche Tiefen,  
 Weckte schwarze Mächte, welche schliefen,  
 Raubte sich zur Qual den goldnen Lohn.

Aber kaum aus finstrem Schacht  
 In das Licht emporgebracht,  
 Zeigt das Gold die Feindes-Macht,  
 Die das Dunkel ausgebrütet.  
 Von der Feigheit wird's gemiethet,  
 Hasset, lichtscheu, Lichtes Größe,  
 Lauscht der Leidenschaften Blöße,  
 Bietet Jedem rasch die Hand,  
 Und nimmt sich zum Unterpfund  
 Menschenheil und Seligkeit.  
 Fester zieht es seine Schlingen  
 Um den schon Gefall'nen hin,  
 Keine Warner-Stimmen bringen  
 Mehr zu dem verworr'nen Sinn.  
 Und so fällt er heim den Mächten,  
 Die ihn zu der Tiefe ziehn,  
 Wo die guten Engel fliehn  
 Und die Bösen Dornen flechten.

Armes Wesen! goldgeblendet  
 Gehst du stets den irren Pfad,  
 Bis zum Abgrund er sich wendet;  
 Dann siehst Folge du und That.

Reißet das Gewebe nieder,  
 Tilgt den letzten Faden aus!  
 Sie beginnt lebendig, wieder  
 Aufzubaun ihr Schleierhaus.  
 In dem eignen Innern liegt  
 Ihre Spindel stets bereit,  
 Und auf zartem Seile wieget  
 Sie sich bald dann hochehreit.

Rauhe Stürme wogen  
 Durch die Erde hin;  
 Was der Mensch erzogen,  
 Wird der Wuth Gewinn.  
 Seine Habe  
 Liegt im Flammengrabe;  
 Seine reichen Felder,  
 Seine grünen Wälder.  
 Spielend schnitt des Feindes Schwert  
 Hoffnung, Trost und Leben,  
 Süßer Wünsche stilles Wehen  
 Rasch entzwei.  
 Höhnend, aller Fesseln frei,  
 Stört der Krieg an jedem Leben,  
 Ahnt nicht, welchen Werth wir geben  
 Dem, was lächelnd er vernichtet.  
 Unser Auge schaut,  
 Zährenschwer bethaut,  
 Auf des Hasses Thaten nieder;  
 Alles sieht es untergehen,  
 Was einst unter mildem Wehen

In der Ruhe stillem Land,  
 Zart gehegt, so schön erstand.

Mit des Menschen Werke sinken,  
 Heilige Gefühle hin;  
 Und es schließet sich sein Sinn,  
 Wann nicht heitre Sonnen winken.

Langsam wallt der Strom der Zeiten,  
 Milde spendend jedem Schmerz;  
 Friede wird den hart Entzweiten,  
 Ruhe dem geschwungenen Erz.  
 Nicht mehr sieht die Sonne nieder  
 Auf die blutgetränkte Saat,  
 Und die Wiesen blühen wieder,  
 Und der Hain wölbt seinen Pfad.  
 Aus dem Schutte der Ruinen  
 Drängt Ephraim sich empor,  
 Um die Linden schwärmen Bienen,  
 Lauschend kommt der Storch hervor.  
 Mit des Wohlthuns holden Mienen,  
 Schreitet aus dem Götterchor  
 Friede, dem Geschlecht zu dienen,  
 Das sein Paradies verlor.  
 Friede zündet neue Sonnen  
 In der tiefen Schreckensnacht;  
 Was dem Augenblick entronnen,  
 Hat er bald zurückgewonnen,  
 Schöner uns zurückgebracht.  
 An des Menschen Busen wehen

Seine Zauberschwingen hin,  
 Es erwacht der starre Sinn,  
 Sich im Weltgewühl zu drehen.  
 Es ergänzen sich die Kräfte,  
 Herkuls' Arme heben sich,  
 Und das wüste Esterich  
 Fühlt des Pfugs verlass'ne Schäfte.

Schöner hebt aus Aschenhügeln  
 Sich das neue Bild empor:  
 So schwebt auf erlösten Flügeln  
 Einst der Geist zum Geisterchor.

Dankend laßt uns von ihr scheiden,  
 Deren Fleiß den Geist erregt,  
 Keine Mißgestalt zu meiden,  
 Wenn sie Gutes in sich trägt;  
 Ueberall tönt laut und leise  
 Eine Lehr' auf unsrer Spur:  
 „Willst du werden fromm und weise,  
 So betrachte die Natur!“

## Der Tod des Schwanes.

1829.

Von der Reise kehrt mit müden Flügeln  
 Still zurück der einst entflohn'ne Schwan.  
 Wo er war? Auf schön bekränzten Hügeln,  
 Nahe an des reinen Aethers Plan.

Was er dort erschaut und tief empfunden,  
 Hebet noch die schwache Brust empor,  
 Denn schon sinkt hinab ein dunkler Flor,  
 Und es tönen seine letzten Stunden.

Fragend ruht auf ihm der Neugier Blicke:  
 „Was er dort gethan, was er gesehn?“  
 Doch er spricht: „ich kehrte nur zurücke,  
 Weil der Flügel Kräfte nicht mehr gehn.  
 Wag den Flug! Man muß ihn selbst geflogen,  
 Um zu wissen, wo das Schöne liegt;  
 Wer sich an die dunkle Erde schmiegt,  
 Kennet nichts von Phoebus goldnem Bogen!“ —

Dort, wo er den ersten Flug begonnen,  
 Kehrt er noch voll Behmuth seinen Blick  
 Nach den schnell erloschn'nen Lebenssonnen,  
 Nach dem schnell verblühten Rosenglück;  
 Und aus seiner Brust entquellen Lieder,  
 Die ergreifend jedem Herzen nahn;  
 Himmelwärts blickt jetzt der ädle Schwan,  
 Seufzet auf — und nimmer singt er wieder.

## G u y o n.

1828.

Ein Cocles weihet sich den Flammengründen,  
 Im Lanzenwald begräbt sich Decius,  
 Dort stirbt ein Sokrates und hier ein Huf —  
 Im Liebe hör' ich ihren Tod verkünden.

Die Welt verleihet nur des Nachruhms Kronen  
Der lauten That, auf lautem Markt geübt,  
Und mit Vergessenheit wird sie dem lohnen,  
Der in der Stille handelt, stirbt und liebt.

O welch' Entzücken! was schon längst vergessen,  
Emporzuziehn aus seiner dunklen Nacht,  
Zu singen das, was einst so schön vollbracht,  
Die That zu preisen und die That zu messen.  
Guyon! Guyon! wer kennt noch seinen Namen?  
Wer weiß, daß einst ein solcher Mann gelebt?  
Er war, er streuete des Wohlthuns Saamen  
Und starb, als er sein hohes Ziel erstrebt.

Dort, wo den Himmel keine Thräne feuchtet,  
Und Asiens Boden Sonnenbrand durchglüht,  
Ein Sandmeer wallt, in dem kein Grashalm blüht,  
Wo Samuins Gluthenfackel leuchtet;  
Dort wird von Sonnengluthen ausgebrütet  
Ein gräßlich Ungeheuer der Natur,  
Und nimmersatt, wenn es am Leben wüthet,  
Haßt, leblos selbst, es jede Kreatur.

Dies Schreckbild schlich von Istantuls Gestaden  
Hin nach Marseille, der reichen Handelsstadt,  
Und wo sein Odem nur geweilet hat,  
Zerreißt Atropos den Lebensfaden.\*)

\*) Ein Shawl, welchen ein Bruder aus Konstantinopel seiner Schwester zum Geschenk mitbrachte, veranlaßte die Eitelkeit derselben, ihren Bruder so lange mit Bitten zu bestürmen, daß er ihr den Shawl,

Die Pest ist da! so tönt es in den Gassen,  
Zur Riesin wächst die eilende Gefahr,  
Mit tausend Armen scheint der Tod zu fassen,  
Und kein Asyl beut sich der bangen Schaar.

Die Furcht schwingt drohend ihre Geißelruthe,  
Den kranken Freund verläßt sein treuster Freund,  
Das Unglück bleibt allein und seufzt und weint,  
Und einsam steht der Böse, wie der Gute.  
Die Jünglinge entfliehen ihren Bräuten,  
Vom frohen Mahle schwindet der Genuß,  
Die eigne Hand kann selbst den Tod bereiten,  
Und Giftbedeckend wird der Mutterkuß.

Die Hoffnung selbst erbebt und kann nichts finden,  
Zurückzudrängen diesen Todesquell;  
Schon steigen seine Wogen kühn und schnell,  
Dem ganzen Land Verderben zu verkünden.  
Da lobern der Begeiß'rung schöne Flammen  
Im Arzt Guyon empor; er wählt sein Loos;  
Vor ihm, ach! stürzt des Landes Glück zusammen,  
Nicht länger rasten darf die Hand im Schooß.

Die Heilkunst konnt' kein Mittel mehr ergründen,  
Noch war der Krankheit Wesen unbekannt:  
Nur die geschickte, unerschrock'ne Hand  
Konnt' in dem Leichnam Licht und Hülfe findett.

während das Schiff noch Quarantaine hielt, übersandte. Die feine Wolle des Shawls hatte aber Peststoff in sich gezogen und verbreitete die schrecklichsten Krankheiten.

Doch Jeder floh die Gift-geschwoll'nen Todten,  
 Berührung drohte sichern Untergang;  
 Nur, wie auch ihn Gefahren rings bedrohten,  
 Guyon beschloß und ging den großen Gang.

Er eilte weinend aus der Seinen Mitten,  
 Der letzte Blick galt seiner holden Braut,  
 Und, von des Heilands Mahl gestärkt, erbaut,  
 Ward schnell und kühn zum großen Werk geschritten.  
 Er öffnete des Leichnams dunkle Zellen,  
 Der Pest-durchdrungen jedes Leben schreckt;  
 Er forschet und findet die gesuchten Quellen —  
 Es hat sein Scharfsinn Alles aufgedeckt.

Mit Sorgfalt zeichnet er drauf Alles nieder,  
 Was er belauscht, erfunden und erdacht,  
 Und glücklich hat er Alles schon vollbracht;  
 Da schwingt der Tod sein bleiernes Gefieder.  
 Es sinkt der Held, getroffen vom Geschicke;  
 Gleich einem Sieger hebt er noch die Hand,  
 Und jauchzend ruft er mit verkärtem Blicke:  
 „Wohl mir! gerettet ist mein Vaterland!“\*)

\*) Wirklich hörte durch Anwendung der von Guyon auf-  
 gezeichneten Mittel die Pest auf.

## Der Löwenwärter.

1826.

Dort von der hohen Brüstung  
 Schwingt sich mit feckem Muth  
 In blinkender Rüstung  
 Der Löwenbube  
 In die Grube,  
 Wo der Löwe nebst seiner Brut  
 Noch ruht.

Er schlägt in die Hände,  
 Da springen hervor  
 Die Löwen behende  
 Aus dem eisernen Thor.  
 Wie er gebeut —  
 Wird still  
 Ihr wildes Gebrüll,  
 Und furchtsam sich neigen  
 Im mühsamen Schweigen  
 Die riesigen Häupter.

Drauf tritt er zum Pantherthier  
 Und öffnet die Gitterthür;  
 Und eben so frei und eben so feck  
 Hebt er den Kiegel weg,  
 Wo, am Boden geschmiegt,  
 Der Tiger liegt.

Da ist's, als führe ein Blitz  
 Hinein  
 In der Löwen Gebein.

Wuth sprühen die Blicke,  
Blut lechzet die Zunge,  
Und zum mächt'gem Schwunge  
Hebt sich die Läge. —

Mit grinsender Lücke  
Und Mordbegier  
Steht das Pantherthier;  
Wie ein erfahrener Krieger  
Lauert der Tiger,  
Ducket sich nieder  
Und spannet die Glieder:  
Es möchten beide auf listigen Wegen  
Die ädlen Königsthierc erlegen.

Dumpf rollt der Stimmen Schall,  
Und der Augenkreis  
Woll grimmer Scheu  
Zeichnet sich weiß.  
Furcht zieht den Wall!  
Da schlägt der alte Leu  
Den Schweif in pfeifenden Ringen  
Und beginnt in schnellen Sprängen  
Zum Tiger zu dringen.

Da eilt mit festem Schritte  
In der Unthiere Mitte  
Der Jüngling hinein  
Und drohet dem Leu'n.  
Und gehorsam dem Wort,

Weicht er zurück;  
Ihm folgen sofort  
Die jüngeren Löwen  
Und alle lagern mit grollendem Blick,  
Mit gehobenen Lagen,  
Sich gegen die feindlichen Ragen.

Von der Wildniß furchtbarsten Söhnen umgeben,  
Läßt der Jüngling der Harfe Saiten erbeben;  
Und dem nie gehörten Klange  
Lauschen still die Ungeheuer,  
Und es schweben im Gesange  
Jetzt des Jünglings Worte freier:

„Mächtig wirkt die Kunst im Schwachen,  
Hat sich Wuth ihr beigefellt;  
Der Verstand bekämpfet Drachen  
Und wird Herr der ganzen Welt!  
Wißt er gleich der Stärke Schwingen,  
Läßt er Riesen — Riesen zwingen,  
Kann der Geist die Kraft nicht zähmen,  
Muß die Kraft durch Kraft sich lähmen.“

Wie die Löwe verhallen  
Blickt mit Wohlgefallen  
Unser kühner Darde  
Auf das stumme Chor  
Zu seinen Füßen;  
Und empor  
Der Felsentwand

Klimmt er gewandt;  
Wie vom Winde gehoben,  
Eilt er nach oben.

Hart an der Grube Rand,  
Im Kreise von Rittern und Frauen,  
Der Herzog stand,  
Dies Wagniß zu schauen,  
Das den Kühnsten erfüllte mit Grauen.  
Dankend reicht er dem muthigen Degen  
Die Rechte entgegen;  
Und vom hohen Beispiel bewogen,  
Bietet Jeder die Hand aus der Munde;  
Gelogen und ungelogen,  
Strömt Lob aus der Hößlinge Munde.

Still schleicht mit Lücke  
Im Blicke  
Ein Mann  
Zum Jüngling heran  
Und dränget ihn zu des Zwingers Rand,  
Ihn kosend und herzlich,  
Reicht er ihm die Hand;  
Doch mit der andren Faust  
Führt er einen Stoß — —  
Und aller Haltung bloß,  
Stürzt der Jüngling,  
Daß es klirret und saust,  
Zwischen Panther und Leu'n  
In die Grube hinein.

Betroffen vom zackigen Sporne,  
Fährt im wilden Zorne  
Der Tiger empor;  
Zugleich springt der Panther hervor,  
Und schon erreichen  
Die gierigen Ragen  
Mit ihren Lagen  
Des Jünglings Weichen.  
Noch schützt ihn des Panzers Stahl!  
Da schießt wie Wetterstrahl  
Das Königsthier  
Herfür.  
Ihm folgt mit gleicher Kampfesgluth  
Die Löwenbrut.  
Mit ihren mächtigen Krallen  
Auf Tiger und Panther sie fallen,  
Und schon röthen die Zähne  
Des Feindes Mähne.

Schnell rafft sich aus dem Gewühl hervor,  
Das die lebende Brust schier erdrückt,  
Des Jünglings kräftiger Gliederbau;  
Sein Schwert schon hat er gezückt,  
Es kreiset in immer stärkeren Schwingen,  
Und zwischen die Kämpfenden sieht man ihn dringen.

„Arthur, mein Leue,  
Zurück, zurück!  
Ist das deine Treue?  
Arthur, zurück!“

Er ruft's und dräut mit dem Stahl.  
 Als hingen Leben und Tod  
 An diesem Gebot,  
 Folgen der befreundeten Stimme,  
 In verhaltenem Grimme,  
 Vom Kampfe noch heiß,  
 Die Löwen sogleich.

Da schlingen einen lieblichen Knoten  
 Um ihn zehn rostige Finger;  
 Und wie die Tode auch drohten —  
 In dem Schreckens-Zwinger,  
 In des Vändigers Armen  
 Liegt seine holdselige Braut  
 Und schluchzet laut.

Hier in diesen finstren Gründen,  
 Wo das Nohe gebot,  
 Nur Mordgier gedroht,  
 Fällt die erste menschliche Thräne.  
 Selbst das Wilde muß empfinden  
 Diese Scene.  
 Gefeuchtet vom blutigen Schweiß,  
 Lagern im weiten Kreis  
 Um das zärtliche Heldenbild  
 — Ein furchtbares Riesenschild —  
 Sich die gewaltigen Thiere.  
 Arthur tritt heran  
 Mit freundlichem Schnurren,  
 Sanft blickt er die Glücklichen an

Und strecket die stattlichen Glieder  
 Zu ihren Füßen darnieder.

Da ruft eine Stimme hinab:  
 „Entsteiget, ihr Theuren, dem schrecklichen Grab,  
 Wohin euch Muth und Liebe gezogen!  
 Euch ist es gelungen,  
 Mein hartes Vaterherz habt ihr bezwungen;  
 D fühlet nun auch seine milderen Wogen!“

Mit bestügeltem Lauf,  
 An die Leiter hinauf  
 Schwingt sich das Heldenpaar,  
 Und an des Vaters Brust  
 Ruht es in Lieb' und Lust.

Da heut der Erabanten Schaar  
 Einen Gefesselten dar;  
 Und der Herzog spricht:  
 „Das ist der Wicht,  
 Der dich mit böser Hand  
 Stieß von des Abgrunds Rand;  
 Strengte ihn richt'!  
 Dir aber möcht' ich Gnade erzeigen:  
 Ich lade mich selbst zum Hochzeitsreigen!“

Und mit der Demuth bescheidenem Sinn  
 tritt der Jüngling vor seinen Fürsten hin:  
 „Du gnädiger Herrscher unserer Gauen,  
 Zu dir erhebt sich mein dankender Blick,

Doch willst du mich als den Glücklichsten schauen,  
 So ruf die strengen Worte zurück!  
 Wir beide liebten die Blume der Frauen,  
 Mich haßte sein eifersüchtiger Blick;  
 Der oben hat mit uns Allen Erbarmen,  
 Der Mensch verzeihe dem sündigen Armen!“

Gerührt neigt der Herzog sein Haupt.  
 Auf seinen Wink  
 Bringt man einen smaragd'nen Ring,  
 Und er spricht:  
 „Was du begehrt,  
 Dir sei's gewährt!  
 Doch dies zum Ungedenken,  
 Du junger Ehrenwerth,  
 Will dein Herzog dir schenken.  
 D möge stets grün wie dieser Stein  
 Die Treue und deine Liebe sein!“

Und das Volk mit jauchzendem Jubelgetöse:  
 „Hoch lebe der Herzog in jedem Gemüthe!  
 Hoch steht der Fürst durch seine Größe,  
 Doch größer noch durch seine Güte!“ —

Da tönt noch einmal der Harfe Klang,  
 Und des Jünglings begeisterter Gesang:  
 „Mag auch Verrath und Lücke spinnen,  
 Und ob auch rohe Kräfte droh'n,  
 Es wird der Mensch sein Glück gewinnen,  
 Ist ihm der Muth nur nicht entflohn;

Ihm hilft ein treues, zartes Mimen  
 Und hielte ihn die Hölle schon,  
 Die Bosheit selbst muß für ihn sinnen,  
 Und ihm verschönern seinen Lohn.“

## Trost der Vergänglichkeit.

1829.

Nebel steigen, Nebel fallen,  
 Also will's die Zeit,  
 Wo der Erde Kinder wallen,  
 Herrscht Vergänglichkeit,  
 Auch der Schmerz — er eilt vorüber,  
 Unser Leben lächelt wieder.

Darum, wer da klaget,  
 Muthlos nicht verzaget:  
 Unfre Erde hat der Blumen viele;  
 Blüht auch ewig keine,  
 Ist doch immer eine,  
 Die dem Leben zaubert süße Spiele.

Drückend sind des Elends Ketten,  
 Aber ewig nicht;  
 Nur der Glaube kann uns retten,  
 Wenn der Muth gebricht:  
 Was die Erde uns geboren,  
 Geht im Zeitentanz verloren.

Sende freud'ge Blicke  
 Hinter dich zurück!

Ueberwunden liegen deine Leiden!  
 Und mit muth'gem Auge  
 In die Zukunft schaue,  
 Hoffnung zeichnet dir dort tausend Freuden!

Herb sind nur die Augenblicke,  
 Wo das Herz erliegt,  
 Und das dunkle Geschicke  
 Unfren Muth bestiegt;  
 Dann läßt unsre Schwachheit wäñnen,  
 Dieses Dasein heg' nur Thränen.  
 Doch es eilt die Stunde  
 Rasch von diesem Kunde,  
 Wo sie uns dem Jammer gab zum Raube!  
 Und zur Lebenssonne  
 Hebt, zur neuen Wonne,  
 Froh der Mensch das Haupt aus idem Staube.

Selten schwinget sich die Seele  
 Auf aus ihrer Pein;  
 In des Elends finstre Höhle  
 Schließet sie sich ein,  
 Um mit Wollust sich zu quälen,  
 Sucht sie ihren Schmerz zu zählen.  
 Unser Leben bleichet,  
 Jede Freude weichet,  
 Selbst die Zukunft liegt in schwarzen Hüllen.  
 Ach! es laßt den Armen  
 Nimmer das Erbarmen,  
 Und kein Trost kann die Verzweiflung stillen.

Aber nieder mit den Banden,  
 Angelegt vom Schmerz!  
 Wie die Freuden einst entschwanden  
 Aus dem trunknen Herz —  
 So wird auch der dunkle Schleier  
 Sinken und die Aussicht freier.  
 Hier auf dieser Erde  
 Pilg're die Beschwerte  
 Mit der Freude stets im treuen Bunde;  
 Was Dir auch beschieden,  
 Nimm es hin in Frieden,  
 Denn du lebst noch in der Prüfungsstunde.

Wenn des Todes kalte Schwinge  
 Unfre Brust umweht,  
 Blicken wir zum Sternen-Ringe,  
 Wo der Friede geht.  
 Aus der Gruft zum neuen Leben  
 Wird der Geist empor sich heben.  
 Sterbet dann, ihr Leiden!  
 Aber unsre Freuden  
 Schweben mit zu jenen Himmelssturen,  
 Wo nicht Menschen wallen,  
 Keine Zähren fallen,  
 Und die Seele weilt auf Engels Spuren.

## An Hygea.

1831.

Göttin mit den Rosenwangen,  
Mit der Schaale in der Hand,  
Mit den heilbegabten Schlangen —  
Warum hast du dich gewandt?  
Trennlos hast du mich verlassen,  
Als ich deinen Werth erfand,  
Sahst mich sinken und erblaffen —  
Doch du hast dich nicht gewandt.

Und mein Blick folgt deinen Spuren  
Sehnsuchtsvoll und thränen schwer,  
Freude strahlen die Naturen,  
Doch mir strahlen sie nicht mehr.  
Der Gesunde nur kann leben,  
Und des Ddems sich erfreu'n;  
Doch des Siechen ganzes Streben  
Ist der Kampf mit seiner Pein.

Der Gesunde eilt mit Lachen  
Ueber Dornenpfade hin,  
Alle seine Kräfte wachen,  
Froh und thätig lebt sein Sinn;  
Wie die Loose fallen mögen —  
Eines bleibt er sich bewußt:  
Muth'ge Kraft, die Hand zu regen,  
Und die lebensheitre Brust.

Göttin! neig' dich dem Verlangen,  
Reiche mir des Heilkrauts Saft;  
Hauch' sie an, die blassen Wangen,  
Mit des Lebens frischer Kraft;  
Oder willst du mich nicht hören:  
Wohl! so bitt' die Parze dann,  
Meinen Faden zu zerstören,  
Den sie Schmerzdurchwebet spann.

## Des Phönix Sterbelied.

1830.

Bereitet ist mein Flammenbett.  
Es naht die Zeit, ich muß von hinnen!  
Kein Zaudern gilt, die Stunden rinnen,  
Ich bin mit meinem Leben wett.

Noch einmal winkt das süße Leben,  
Ich fühle noch des Daseins Lust,  
Noch jenes namenlose Weben,  
Das einst geschwellt die junge Brust.  
„Bleib!“ ruft es mir in tausend Tönen,  
„Hier naht die Freude, dort das Glück.“  
Ach! die Erinn'ung alles Schönen  
Zieht sanft in's Leben mich zurück.

D stör' mich nicht, du Erdenruf!  
Entweicht, ihr reizenden Gestalten!  
Nicht der Genuß geziemt dem Alten;  
Nur seine Pflicht ist sein Beruf.

Es kann nicht mehr die Flammen bergen  
Das Herz, vom Alter eingeengt!  
Nicht in den dumpfen, finstren Särgen  
Ist das Lebend'ge eingezwängt:  
Dort wohnt es, wo die Jugend leuchtet,  
Dort webt sein Zauber lieblich schön;  
Die Thräne, die das Alter feuchtet,  
Läßt farblos es und einsam stehn.

Ich hab' gelebt! Das Ziel ist nah!  
Es muß die morsche Form sich ändern;  
Doch in der Jugend Prachtgewändern  
Steht bald der neue Phönix da.

Drum zage nicht vor diesen Gluthen,  
Die dich nur der Verwandlung weih'n.  
Hier mußt du, treues Herz, verbluten,  
Willst du einst jung und göttlich sein.  
In Flammen tauch' ich das Gefieder,  
Für neue Sonnen längst zu alt;  
Doch aus der Asche meiner Glieder  
Hebt sich die schönere Gestalt.

So nimm mich auf, du Flammenschooß!  
Die alten Formen müssen schwinden,  
Soll sich ein bess'res Dasein künden. —  
Ich grüße dich, du schönes Loos!

## Griechischer Wechselgesang.

1824.

Erst frei, dann dein!

Der Jüngling.

Holde Charis, süßes Leben,  
Wende her dein Angesicht,  
Deine Hand sollst du mir geben,  
Deine Hand, die Rosen slicht;  
Freundin bist du mir gewesen,  
Gattin werde mir fortan:  
Ohne Weib, welch' nichtig Wesen  
War selbst Zeus, der Göttermann.

Die Jungfrau.

Wie der farb'ge Irisbogen  
Unfre Gaa eng umarmt,  
Bin auch ich zu dir gezogen,  
Von Cytheren sanft erwarmt.  
Aber noch zwingt Sklavenkette  
Unser theures Vaterland;  
Brich sie, Hektor! Hellas rette!  
Und dann nimm die freie Hand.

Der Jüngling.

Süß ist's, aus des Weibes Arme  
Gehen in die Kampfesgluth.

Die Jungfrau.

Schöner ist's, dem wilden Schwarme  
Abzutrotzen freies Gut.

Der Jüngling.  
 Laß nicht länger Liebeswehen  
 Dies so treue Herz durchziehen!

Die Jungfrau.  
 Bleib' als Knecht nicht müßig stehen,  
 Wo der Freiheit Kränze blühen.

Der Jüngling.  
 Muth'ge Griechin — gürt' die Lenden  
 Mir mit meiner Ahnen Schwert,  
 Siegen will ich, oder enden,  
 Für die Holbe und den Heerd.  
 Freu' dich, Hellas, deiner Frauen,  
 Die die Liebe selbst verschmähen,  
 Um dich frei und hehr zu schauen,  
 Wie einst Pindar dich gesehen.

## Als ich von der Hochschule schied.

1824.

So steh' auch ich am Ausgang eines Lebens,  
 Das einmal nur und dann nie wieder blüht,  
 Das schnell beglückt und dann Pfeilschnellen Schwebens  
 Hinab zum Zeiten-Oceane zieht.  
 Es will die Braut des Lebens mich verlassen,  
 Die goldne Jugend steht im Abendglanz;  
 Noch einmal muß ich, Holbe, dich umfassen,  
 Du, mit dem ewig grünen Freudenkranz,

Und schlägt die Wehmuth mir auch herbe Wunden,  
 Des Menschen Glück lebt in Erinnerungsstunden.

O kommt hervor, ihr theuern, theuern Tage,  
 Die ich gelebt in ädler Freunde Reih'n!  
 O schwebt herab von euerm Sarkophage  
 Und weihet mich zu dieser Stunde ein!  
 Denn lieblos werdet ihr mich nicht verlassen,  
 Mild reicht ihr mir den Immortellenkranz;  
 Mag einst das Glück mich lieben oder hassen,  
 Raubt niemand doch mir euern Sonnenglanz;  
 Im Zeitenkampf, im Strauß mit schwerem Leiden,  
 Fließt reicher Trost aus euern reinen Freuden.

Und seht, sie nahen, alle die Gestalten,  
 Die mich umtanzten in dem Jugendkreis,  
 Die ernstest seh' ich, wie die muntern walten,  
 Und jede bringt mir dar ein Blütenreis;  
 Verkärter seh' ich sie mich leis' umschweben,  
 Ihr milder Zuspruch leihet mir Kraft und Muth,  
 Wenn einst das enge, kalte Menschenleben  
 Mit schwerem Drucke auf dem Waller ruht:  
 Was einst der Jüngling schön und wahr empfunden,  
 Das wird auch blühen in seines Alters Stunden.

Hier schaute ich das Große und das Schöne,  
 Erschlossen lag der Born der Wissenschaft,  
 Hier winkten Grazien und dort sang die Kamöne,  
 Und alles rief: hier prüfe deine Kraft!

Ward auch des Rufs nicht immerdar geachtet,  
 Ward er doch nie leichtsinnig überhört,  
 Und nimmer ward die Weisheit schänd' verachtet,  
 Sie ward im Geiste still und treu verehrt;  
 Minerven weihte ich und allen Musen  
 Den warmen, frommen, frohen Jünglingsbusen.

Nicht scherzend will die Lyra mir erklingen,  
 Auch sie erliegt der Wehmuth trüber Nacht,  
 Denn was sie sang und was sie einst wird singen,  
 Hat dieser Boden nur hervorgebracht.  
 Auch sie muß scheiden von der trauten Wiege,  
 Wo fessellos, freimüthig sie getönt;  
 Fern bleibe sie der Schmeichelei und Lüge,  
 Die oft die Welt mit ihrem Beifall krönt.  
 Der Dichtkunst zarte, farbige Gestalten,  
 Sie sollen nie im Lebens Drang erkalten.

Euch Stunden denk' ich, die in Zauberklängen  
 Mein Sein geführt in eine Wunderwelt,  
 Wann die Musik in den verschlungenen Gängen  
 Das Herz gestillt und wiederum geschwellt;  
 Bis zu den Sternen ward ich bald getragen,  
 Bald schwamm mein Blick in süßer Sehnsucht Nacht,  
 Ein Kind ward ich, wollt' dulden und ertragen,  
 Dann wieder Held mit unbeflegter Macht;  
 Stets denken werde ich der Kunst der Saiten,  
 Das Leben durch soll mich ihr Ton geleiten.

Des Witzes und des Scherzes heitre Spiele,  
 Die Feste, blühend in Gesang und Wein,

Die Gänge in des Abends frischer Kühle  
 Umgeben mich mit ihrem farb'gen Schein;  
 Die hellen Gläser hör' ich wieder klingen,  
 Es schwört der Bruder auf dem adlen Stahl,  
 Dem Freunde hör' ich dort das Vivat! bringen  
 Und hier der Holden — unsrem Ideal.  
 Denn das Gefühl des Nerven und des Schönen  
 Muß frei und laut durch alle Lüfte tönen.

Ja, selbst die Lieder, die mit trunk'nen Zungen  
 Ein süßer Wahnsinn bei dem Becher sang,  
 Ergötzen noch, wie einst, da sie gesungen,  
 Als die Kritik nie mit dem Frohsinn rang;  
 Hier auf des Festes ungeschmückten Sitzen,  
 Am langen Tisch, mit Neben eingeweicht,  
 Mußt' stets der ernste Schläger mahnend blitzen  
 — Der Ordnung Sinnbild in der Fröhlichkeit. —  
 Ad loca! ruft der Kreis der muntern Brüder,  
 Das Schmollis tönt — Fiducit klingt es wieder.

Wie glücklich in des Ueberflusses Tagen,  
 Genöß doch nie das volle Herz allein;  
 Denn „glücklich sollten alle Herzen schlagen,“  
 Die Fülle mußte mitgenossen sein. —  
 Im Mangel welch' ein freudiges Entsagen;  
 Bei dem Geringsten selbst, wie selig noch!  
 Da mußten Witz und Schlaueit Manches wagen,  
 Und das Entbehren war der beste Koch.  
 Was hier der Bursch gelernt, er wird es wahren,  
 Im Glücke froh und muthig in Gefahren.

Du blut'ges Feld, auf dem wir oft gesritten  
 Mit scharfem Stahl für Ehre, Freiheit, Recht,  
 Oft ward auf dir die Maß'gung überschritten,  
 Unbill verlangt, Unwürdiges gerächt;  
 Auch dein denk' ich, doch leider nur im Harne,  
 Daß auf dir Bahn und Vorurtheile gehn.  
 Zwar stärktest du im Ringenspiel die Arme,  
 Die künft'gen Lebensfehden zu bestehn —  
 Doch wußten auch die bess'ren Jünglingsherzen,  
 Erlittne Schmach viel würd'ger auszumärzen.

Und euch, ihr Freunde, die ich mir errungen,  
 An diesem, dem Apoll geweihten Ort,  
 Noch einmal seid nach Burschenbrauch umschlungen;  
 In meiner Seele lebt ihr ewig fort.  
 Mit euch hab' ich nach hohem Ziel gerungen,  
 Die Wahrheit schloß und heiligte den Bund,  
 Und ist das Streben auch nicht ganz gelungen,  
 Hoffst: bess're Zeiten machen Bess'res kund.  
 Nur mit Genuß könnt ihr dem Volke zahlen;  
 Der äble Mensch strebt auf zum Idealen.

„Vom hoh'n Dlymp herab ward hier die Freude“  
 Und „Gaudeamus!“ sangen wir mit Recht;  
 Ich fühl' es klar, daß wenn von euch ich scheide,  
 Ich nimmer find' solch' fröhliches Geschlecht.  
 Doch weilen darf er nicht, der Jugend Schimmer,  
 Es müssen andre Lebenssonnen glühn;  
 Ich trenne mich von euch vielleicht auf immer,  
 Mich ruft der Nord, euch wird's zum Süden ziehn:

Doch treue Herzen kann kein Schicksal lenken,  
 In mir lebt ihr — bewahrt mein Angedenken!

Lebt wohl, ihr Freunde, nehmt den Druck der

Wir kennen uns, wir wissen unsren Werth;  
 Mag die Verläumdung unser Streben ächten,  
 Das, was wir sind, hat noch kein Reid versehrt.  
 Enträthseln kann ich nicht des Schicksals Chiffer;  
 Doch stehen heiße Kämpfe dem bevor,  
 Der, ein Columb — als kühner Weltenschiffer  
 Sein hohes Ziel nie aus dem Blick verlor;  
 Doch Muth gefaßt! uns hilft ein treuer Bruder,  
 Die Hoffnung weht, der Glaube fährt das Ruder.

## Der Einsame.

1830.

„Solbe Freude naht sich heut“,  
 Scherz und Lachen im Geleit;  
 Doch die rosenfarb'nen Stunden  
 Haben einsam mich gefunden,  
 Von den Menschen, ach! so weit.  
 Freude! wende deinen Nachen,  
 Einsam kann ich nimmer lachen.

In dem Glase braust der Wein,  
 Blüthenduftend, feuerrein,

Und die wohlbekanntnen Geister  
Flüstern: „Koste, alter Meister!“

Aber — ich weil' hier allein; —

Nein! wie auch die Neben winken, —  
Kann ich ohne Freund nicht trinken!

Auf der Seligkeiten Thron

Hebt die Liebe ihren Sohn;

Süße Sehnsucht, stilles Zagen,

Stetes Hoffen, kühnlich Wagen! — —

Aber Bertha ist entflohn! —

An dem Strome weilt sie drüben, —

Nimmer kann ich einsam lieben! —

Wo sich bunt die Menschen drehn,

Laßt mich wieder einmal gehn!

O! im reichen Lebenskreise

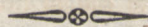
Ist des Menschen rechte Weise;

Zwischen Menschen ist es schön!

Bin ich bei euch, Schwestern, Brüder,

Lache, trink' und lieb' ich wieder.

## Eros und Kris.



---

## Eros und Eris.

Nicht immer kann Eros durch Scherze und Rosen  
Seine Erwählten beglücken, erfreu'n;  
Auch in die Kränze von Myrten und Rosen  
Flieht er die neckende Distel hinein.

Eris läßt den Apfel entgleiten,  
Und die Herzen brausen empor;  
Doch aus allem Plänkeln und Streiten  
Geht Freund Eros schöner hervor.

Eros knüpft die Herzen zusammen;  
Eris zerrt neckend am zärtlichen Band;  
Aber sie löscht nicht die rothigen Flammen —  
Eros und Eris sind nimmer verwandt.

---

## Liebesglühen.

Wir lieben uns — die Herzen sind zufrieden,  
Sie haben sich gefunden und erkannt.  
Was braucht es mehr? Das höchste Glück hienieden  
Ist: wenn das Gleiche sich zum Gleichen fand.

Wir lieben uns! Die Welt mag uns beneiden,  
Wir schau'n hinab auf jede niedre Sucht,  
Wir, wir nur kennen, haben unsre Freuden  
Und liegen in des Glückes sich'rer Ducht.

Wir lieben uns! O lästert nur, ihr Zungen!  
Ihr kennt den Trost des hohen Wortes nicht,  
Denn, wenn die Herzen ihren Bund geschlungen,  
Ist Lieben nur die einzig höchste Pflicht.

Wir lieben uns! Zeus steig' von deinen Sonnen,  
Und gieb uns, was uns Lieb' ersetzen kann!  
Wie bist du arm! Komm, theile unsre Wonnen,  
Komm, fühl' als Mensch, du großer Göttermann!

Wir lieben uns! In deinen Himmeln leben — —  
Ich leiste fröhlich auf dies Glück Verzicht!  
Kannst du die Liebe dort nicht wiedergeben,  
So will ich deine Seligkeit auch nicht!

Wir lieben uns! Du, Erde, stürz' zusammen,  
Verlöscht, ihr Sterne, euer goldnes Licht!  
Wir lächeln unter den Verwüstungsflammen  
Und rufen, wann das Aug' im Tode bricht:  
Wir lieben uns!

## Entsagung.

O weine nicht! so, Laura, heißt die Bitte,  
Die letzte, die der Scheidende noch wagt;  
Es treibt Vernunft zu diesem herben Schritte:  
O höre nicht, was dein Gefühl dir sagt.

Wir trennen uns, und ewig ist dies Scheiden,  
Denn unsre Seelen waren längst entzweit;  
Frei sprachen sie uns von geschwornen Eiden,  
Für andre Seelen sind sie jetzt geweiht.

Wer kann die Flamme mit der Welle einen?  
Wo ist der Ring von Sonnenlicht und Nacht!  
Die Seele hält sich zu dem einzig Einen,  
Und Sympathie übt ihre ew'ge Macht!

O finde den Verwandten deiner Seele!  
Magnetisch schweb' Dir seine Neigung zu!  
Ihn hat Natur bestimmt und ihn erwähle,  
Den süßen Freund, den Schöpfer deiner Ruh.

Ich bin es nicht! drum wollen wir uns trennen!  
Geh mit dem Wort nicht strenge zu Gericht;  
Was wir gefühlt — wir wollen's Freundschaft nennen,  
Allein die Liebe war es wahrlich nicht.

Ja, lächle mir mit deinem Abschiedsblicke,  
Reich' freundlich noch dem Freunde deine Hand,  
Zerstöre der Erinnerung nicht die Brücke,  
Und denke oft: wir haben uns gekannt!

Drum weine nicht! Laß Mitleid nicht bethören,  
 Wenn die Vernunft zu unfrem Heile spricht;  
 Der Freundschaft wollen wir fortan gehören,  
 Der Freundschaft, Freundin, nur der Liebe nicht.

### Bitte um Versöhnung.

Als sich Menschen feindlich einst bekriegten,  
 Bot ein Theil zum Frieden seine Hand,  
 Und der Herr hob, die den Haß besiegten,  
 Sanft als Engel in das bess're Land.

Werde Engel auch, mein süßes Leben,  
 Himmel warten dein an meiner Brust —  
 Alles Herbe will ich von dir heben,  
 Mein sei Schmerz und dein sei jede Lust.

Reich' die Hand! ich gebe alle Rechte  
 Bei'm Versöhnungskusse willig hin!  
 Liebliche vom sanfteren Geschlechte,  
 Milde mir und Haß dem Eigensinn.

Denk' nicht nach! denn war ich herb und bitter,  
 That's das Herz nicht — nur der rauhe Mann,  
 Der die zart gespannte Aeolshyther  
 Gleich dem Künstler nicht behandeln kann.

Einen Kuß und ewiges Vergessen!  
 Holde, blick' mir nur in's Angesicht.  
 Jede Größe kann ein Maaßstab messen,  
 Aber meine Liebe zu dir nicht.

### Versöhnung.

D wonniges Entzücken,  
 In deinen blauen Augen  
 Versöhnung zu erblicken!  
 Nach so viel schwerem Bangen  
 Dich wieder zu umfassen,  
 Dich an mein Herz zu drücken! — —  
 Aus den versöhnten Blicken  
 Den Morgentraum zu saugen,  
 Den Traum der ersten Liebe,  
 Wo goldene Getriebe  
 Uns beut der Lebensbaum!  
 Ihr Götter kennt den Traum  
 Nur von den Erdensohnen!  
 Du göttliches Versöhnen,  
 Du süßer Schmerz im Leben,  
 Du Licht nach dunklen Tagen,  
 Du Freudenton in Klagen,  
 Machst Herz und Stirne eben!  
 O, Laura! neig' die Lippe;  
 Sie wird zur Aganippe,  
 Wenn schmollend noch die Liebe  
 Umfängt den theuern Freund  
 Und zwischen Zorn und Liebe  
 An unfrem Busen weint:  
 Preis dir — Versöhnungszähre,  
 Sie perlt zu unster Ehre!

## Sehnsucht.

Zu dir nur hin, du süße Holde,  
Zieht sehnend meine Seele sich,  
Es strahlt im morgenrothen Golde  
Die Phantasie, denk' ich an dich.  
Du Einzige giebst meinem Leben  
Ein diamant'nes Sonnenlicht;  
Du bist in dieses Thales Weben  
Des Schöpfers herrlichstes Gedicht.

Dich denk' ich, wann der goldne Köcher  
Des Phöbus dort im Ofen bligt,  
Und in der Rose Purpurbecher  
Des Thaues Zähre einsam sigt;  
Dich denk' ich, wann im Abend Schatten  
Die Gegend eine Nonne wird,  
Und über ihre dunklen Matten  
Die Melodie des Käfers schwirrt.

Dich denk' ich, wann die Etikette  
Im Prunksaal ihre Fahne schwingt;  
Dich denk' ich, wann die Bräuerkette  
Ein fröhlich Gaudeamus! singt.  
Dich denk' ich, wann die Becher schäumen,  
Wann die Bedächtigkeit entflohn.  
Dir fließet aus krystill'nen Räumen,  
Dir gilt die erste Libation!

Zu dir nur hin, du süße Holde,  
Zieht sehnend meine Seele sich,

Es strahlt in morgenrothem Golde  
Die Phantasie, denk' ich an dich.  
Dein Auge weilt in weiter Ferne,  
Dein Zaubermund ist mir entflohn.  
Wann blickt ihr wieder, liebe Sterne?  
Wann hör' ich, Lippen, euren Ton?

## Liebesbruch.

Kannst du noch so fröhlich singen  
Bei'm entschwind'nen Liebesglück,  
Durch des Tanzes Reih'n dich schwingen  
Mit dem ewig heitern Blick?  
Kannst du zu der Sonne sehen,  
Die so milde dich umstrahlt,  
Ohne in dein Herz zu gehen,  
Das mit schändem Undank zahlt?

Zeichnen dir nicht deine Träume  
Mein durch dich verlegtes Bild?  
Bieten Schatten noch die Bäume,  
Einst verstoß'ner Liebe Schild?  
Flüstern sie nicht deine Eide,  
Die dein leichtes Herz zerbrach?  
Weilst du noch bei jener Weide,  
Wo dein Mund mir Liebe sprach?

Wölbt sich noch die Geißblatt-Laube,  
Sprudelt noch der Silberbach,

Wo zuerst der Götterglaube  
 Treuer Liebe wurde wach? — — —  
 Ja, es leben noch die Zeugen  
 Von der Liebe erstem Ton;  
 Doch die Melodien schweigen  
 Und der Einklang ist entflohn.

Kannst du, Laura, mich vergessen,  
 O, so preise dein Geschick!  
 Denn Erinnerung sicht Zypressen  
 Selbst durch's schönste Rosenglück.  
 Auch in deinem Busen weilet  
 Der Ernynen Marterbrut;  
 Eile, eh' sie dich ereilet,  
 Werd' ein Weib und wieder gut.

Ach, der Donnerausch wird fliehen,  
 Der dein Herz gefangen nahm,  
 Und wenn deine Wangen glähen,  
 Färb' sie Riene oder Schaam.

## Täuschung.

Nein, fort von dir, du Zauberin Sirene,  
 Die Fessel duld' ich länger nicht!  
 Der Schleier fiel und mit ihm schwand das Schöne,  
 Es brach hindurch des Truges Licht.

Des Truges Licht! Wie schrecklich hintergangen  
 Ward dieses nur zu gläub'ge Herz!  
 Gefoltert ward's durch deiner Laune Schlangen,  
 Durch deines Leichtsinns bitteren Scherz.

Dich, Laura, konnt' ich bis zum Tode lieben,  
 Doch nur als Mann und nicht als Knecht;  
 Das Weib, das einen Sklaven nur kann lieben,  
 Ist jedes Mannes Lieb' zu schlecht.

Er streb' hinaus von jedem Rosenbunde,  
 Das eines Mannes Würde kränkt,  
 Und fliehe weit von seinem Vaterlande,  
 Wenn es der Menschheit Recht beschränkt.

## Das Denkmal.

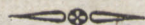
Ein Denkmal will ich dir errichten;  
Nicht strahlen soll's von eitler Zier,  
Doch soll die Zeit es nie vernichten,  
Wünsch'st du nur dieses Denkmal dir.

Dem einsam steht es, ohne Prangen,  
Dein Name ist die Inschrift nur,  
Kein Dichterspruch ist dran gehangen;  
Es trägt die Sprache der Natur.

Und ewig soll dies Denkmal währen  
Und trogen aller Zeiten Lauf —  
Will es mein Schicksal hier zerstören,  
Ich bau' es dort von Neuem auf.

Du möchtest solch' ein Denkmal kennen,  
Das dauernder, als alles Erz?  
Du ahnst es nicht? — Ich will es nennen —  
Das Denkmal ist mein treues Herz.

## Gelegenheits-Gedichte.



---

## Rückblick in die Vergangen- heit.

Zur Feier des Commilitonen-Vereins,  
am 21. April 1830.

Die hingeschwund'nen goldnen Morgenstunden,  
Die wir am Embach's-Ufer einst gelebt,  
Die Seligkeiten, die wir dort empfunden,  
Der Blick auf das, was wir gewollt, erstrebt —  
Das hat den Zauberkreis um uns gezogen,  
Den Jüngling sanft umschlungen, wie den Mann,  
Und jeder blickt nach seinem Regenbogen  
Und fragt den Nachbar: denkst du auch daran?

Denkst du daran, wie wir im Jünglingsmuth  
Uns weiheten der Wahrheit Sonnenziel,  
Das Recht bestiegen wollten mit dem Blute,  
Uns gleich war, wie der Würfel lag und fiel?  
Erkennst du noch die goldnen Sternenzüge  
Des Ideals — es zog uns himmelan —  
Das Land der Träume, unsrer Wünsche Wiege,  
D sag', mein Freund, denkst du auch noch daran?

Denkst du daran, wie wir in heil'ge Wogen  
 Der Weisheit unsre junge Brust getaucht?  
 Wie uns die Musen sanft an sich gezogen,  
 Den starren Sinn zum Schönen warm gehaucht?  
 Denkst du daran, an jenes treue Leben  
 Im Arm der Freundschaft sonder eitlem Harm?  
 Leicht ward das Du gewonnen und gegeben,  
 Und nimmer blieb das Herz uns liebearm.

Denkst du an der Pokale festlich Läuten,  
 An unser Hoch! für's Bess're in der Welt,  
 An jene Neben, die wir feurig weiheten  
 Der süßen Holden, die das Herz geschwellt,  
 An unser Pereat! für schöne Lüge  
 Und jede Tücke, die die Bosheit spann, —  
 Erkennst du sie, der Burschenjahre Züge,  
 O sage, Freund, denkst du auch noch daran?

Wir denken dran und werden treu es wahren,  
 Das Schöne, das aus jener Zeit erstand;  
 Nicht altern soll es mit den greisen Jahren  
 Und stets verklären soll es Pflicht und Stand.  
 Und die wir schon errungen eigne Laren,  
 Zur adlen Hilfe reichen wir die Hand  
 Dem Jüngling, den, trotz Mangel und Gefahren,  
 Sein Genius erhob zum Musenland.

Zur  
 Vermählungsfeier meines Freundes  
 des  
**Polizeisecretairs v. Stahl**  
 mit der  
**Dem. Mathilde Frohbeen,**  
 am 19. August 1831.

Nicht der ersten Jugend Zauberstunden,  
 Nicht die Geister gold'ner Musenzeit,  
 Haben unsern Freundschaftskranz gewunden;  
 Unsres Amtes Ernst hat ihn geweiht:  
 Freundlich tratest du mir einst entgegen,  
 Reichtest brüderlich mir deine Hand,  
 Als ich an des Bürgerlebens Wegen,  
 Eine Brust voll Sorgen, zweifelnd stand.

Jene Stunde werd' ich nie vergessen;  
 Meinen Wunsch erhörte das Geschick,  
 Daß es weg von düsteren Zypressen  
 Sanft dich führte zu der Liebe Glück.  
 Theure Blicke seelenvoller Triebe  
 Deckt mit ew'ger Nacht des Schicksals Lauf;  
 Doch es strahlt dafür die schön're Liebe  
 In dem Auge deiner Gattin auf.

Schön're Farben wird die Zukunft bieten,  
 Von der Liebe Sonnenschein umglänzt;  
 Trägt die Erde denn auch tausend Blüten,  
 Ist's doch Liebe nur, die uns bekränzt;

Wirre Töne werden Harmonieen  
 Und die Thräne wird zur süßen Lust,  
 Wann der Liebe Rosen uns erblühen  
 Und die Treue ruht an unsrer Brust.

Bei des Lebens vielen Mißgestalten,  
 Die dir jeden Tag vorübergehn,  
 Hast du dir den höhern Sinn erhalten,  
 Der das Dasein menschlich macht und schön;  
 Nicht ein Feder trank von jener Quelle,  
 Wo der schön're Glaube hold ersteht;  
 Doch dein Auge fand die heil'ge Welle,  
 Deine Seele übt Humanität.

In der eignen Brust wohnt nur der Segen;  
 Und ihr Eheuern habt es wohl erkannt,  
 Daß das Glück auf seinen falschen Wegen  
 Selten zum Verdienst sich hingewandt;  
 Was euch auch die Zukunft einst mag bieten,  
 In euch ruht das einzig wahre Glück,  
 Und der Treue und der Liebe Blüthen  
 Hütet stets des großen Geistes Blick.

## Wilhelminen.

Am 14. October 1825.

Euch, Frauen! töne Klang der Saiten,  
 Euch schönsten Blüthen der Natur  
 Schwur die Empfindung aller Zeiten,  
 Und Lieder folgten eurer Spur.  
 Solch' adlem Brauche will ich dienen,  
 Ich singe heute Wilhelminen;  
 Was unsre Sprache sanft umflort,  
 Das deute meiner Muse Wort.

Ein Wille lebt im Frauenherzen,  
 Der feste Wille für die Pflicht;  
 Mag auch die Welt die Reine schwärzen,  
 Wann nur der Wille frei sie spricht.  
 Vor ihm erbleicht des Bösen Wange,  
 Er stärkt die Schwache auf dem Gange,  
 Auf ihres Lebens glatten Pfad  
 Reicht er ihr tröstend seinen Rath.

Und Helle strahlt aus Feuerblicken —  
 Der Widerschein von schöner That —  
 Hell, angehauchet vom Entzücken,  
 Glänzt reiner Frauen Wandelpfad.  
 Herrscht in dem Weib des Herzens Helle,  
 So tob' vergebens jede Welle,  
 Die Seele, rein und fleckenlos,  
 Erträgt mit Muth das herbe Loos.

Die Minne ist der Frauen Sphäre,  
 In der das zarte Herz nur lebt,  
 Sie stillt die Sehnsucht, füllt die Leere,  
 Sie ist es, die das Weib erhebt;  
 Sie ist der Adel der Gefühle,  
 Sie lenkt das Weib zum schönsten Ziele:  
 Wo treue Minne Rosen slicht,  
 Da strahlt das Weib im hellsten Licht.

Und als der Mensch den Kranz gewunden  
 Von: Wille, Helle, Minne, hat  
 Er Wilhelmine aufgefunden  
 Und nahm es auf an Namens Statt.  
 Sanft schlagen dieses Namens Klänge  
 An's Ohr, wie holde Liebesfänge;  
 Die Deutung, die im Worte lebt,  
 Ist's, was den milden Zauber webt.

Und eine Jungfrau kann ich weisen,  
 Die würdig diesen Namen führt,  
 Sie blüht in ädlen, frommen Kreisen,  
 Durch ihre Anmuth reich geziert;  
 Sie schwebt daher mit holden Mienen,  
 Die lieblichste der Wilhelminen,  
 Und wer die duft'ge Blüthe kennt,  
 Mit Liebe ihren Namen nennt.

Bei der  
 U e b e r s e n d u n g  
 von  
**neun Flaschen Rheinwein**  
 dreierlei Gattung  
 an die Dörptschen Freunde,  
 zum 4. Februar im Jahr 1825.

Cheure Brüder, schön're Zeiten,  
 Als die unsten, haben wir empfunden!  
 Heute trennen uns die kargen Weiten  
 Und zu Dornen wurden Rosenstunden.  
 Jeder fühlt auf seine eigne Weise,  
 Wo und wie das Leben Bürden häuft,  
 Daß nicht immer auf der Erdenreise  
 Die ersehnte Freude niederträuft.

Wohl bewegt ihr euch in Zonen,  
 Die den goldnen Baum der Freiheit hegen;  
 Mögt in seinem Schutz ihr freudig wohnen,  
 Pflegend seine Blüthen, seinen Segen.  
 Und von uns? was brauchen wir zu sagen,  
 Um zu zeichnen unsres Schmerzes Klagen,  
 Als: wir sind im argen Scythienland  
 Und aus eurer Nähe weggebannt.

Was das Jekt uns abgeschlagen,  
 Nehmen wir aus der Erinn'ring Gräften,  
 Steigen nieder zu den bess'ren Tagen,  
 Wo die Brust geschwelgt in rein'ren Lüften,

Wo wir mit des Ideales Schwingen  
Gern beflügelten den Bruderbund,  
Glaubend träumten, daß es werd' gelingen,  
Was uns tagte in der Seele Grund.

Nehmt des flüssigen Feuers Gabe!  
Leichter läßt es sich bei ihr vergessen,  
Daß Geburt so nah verwandt dem Grabe,  
Und daß Rosen blühen bei Zypressen;  
Laßt bei der Pokale Läuten  
Alles Herbe zu der Gruft begleiten,  
Ruft an diesem denkwürdigen Tag  
Unfre gold'ne Vorwelt wieder wach!

Neun sind Musen; Flaschen neune,  
Und das Dreierlei des Weins soll deuten,  
Daß ihr dreierlei bedenkt beim Weine:  
Daß die Freunde Eintracht nur soll leiten,  
Daß sie fester knüpfen alle Glieder,  
Und daß sie — umstürmt von der Gefahr —  
Dennoch bleiben wahrheitsstreu und bieder,  
Nie sich einen mit der schnöden Schaar.

Wir erliegen dem Geschecke;  
Doch der Geist schwebt über Zeit und Schranken,  
Und sind auch gefesselt Wort und Blicke,  
Flattern frei und rufen die Gedanken:  
Ja, wir sind bei euch, beim frohen Mahle,  
Trinken mit aus eurem Festpokale,  
Und vernehmen im Triumpheston,  
Den Entfernten weiß'n die Libation.

Dem Herrn Rathsherrn und ehemaligen  
Polizei-Assessor  
**Bernhard Christian Grimm,**  
bei  
**Ueberreichung eines Pokales.**

Von  
einigen Beamten der Rigaschen Polizei-Verwaltung  
aus wahrer Hochachtung gewidmet.

Im Oktober 1832.

Keine Schmeichelei, kein eitles Prangen,  
Haben dir die Gabe dargebracht:  
Jetzt, da du aus unfrem Kreis gegangen,  
Wär' die Schmeichelei umsonst erdacht;  
Und die Gabe — nimmer kann sie prahlen,  
Viel zu klein, bedarf sie Nachsicht nur;  
Doch die Liebe rechnet nie nach Zahlen,  
Mit dem Herzen geht sie Eine Spur.

Denk' an die mit uns gelebten Tage,  
Wo dein Vorbild uns erhebend war,  
Als des Aufruhrs und der Krankheit Plage  
Tod und Unruh' unsrer Stadt gear; —  
Milde übttest du im Richterfaale,  
Recht stand höher dir, als Rang und Erz —  
Unfre Namen glänzen am Pokale,  
Doch den deinen schriebsst du uns in's Herz.

Nimm den Becher! Unverstellte Triebe  
 Hoher Achtung weihen dir ihn ein;  
 Wir bekränzen ihn mit Dank und Liebe  
 Und mit Wünschen für dein schönes Sein.  
 Trink' aus ihm nicht nur des Weines Wellen,  
 Sondern auch den schönen frohen Geist,  
 Der uns über dunkle Lebensstellen  
 Nach dem Rosenthor der Hoffnung weist.

Wenn den Becher du beim frohen Mahle  
 Zu der Weihe eines Wunsches schwingst,  
 Und du bei dem Läuten der Pokale  
 An das Glas des Freundes herzlich klingst —  
 Dann soll unser Wunsch dich leis' umschweben,  
 Und im Geiste stoßen wir mit an,  
 Und wir rufen: „Mag das Best're leben!  
 Stets Gedeihen dir, dem Biedermann!“

## Bei Uebersendung eines Myrtenbaumes.

(Ein junges Mädchen verließ ihre Heimath und  
 übergab eine Myrtenpflanze, welche sie selbst gezogen,  
 einer ältern Freundin. Die Jungfrau wird Braut,  
 und nun übersendet die Freundin die wohlbekannte  
 Myrte.)

Einst in der ersten Morgenröthe Prangen  
 Hast du der Treue Sinnbild mir vertraut,  
 Das du mit zarter Sorgfalt angebaut;  
 Ich nahm es auf mit freudig süßem Dangen.

Und herrlich ist der Sproßling aufgegangen,  
 Von Gottes mildem Hauch ward er bethaut,  
 Zu kränzen einst die lebensheit're Braut,  
 Die — noch ein Kind — von uns ist weggegangen.

Die Liebe löste das gelieh'ne Pfand.  
 Nimm es zurück! die Myrte würde bleichen,  
 Wenn andre Myrten dir die Krone reichen.  
 Wallst du vereint an des Geliebten Hand,  
 Ist längst die Myrte schon dahin geschieden,  
 So bleib' dir treu dein Lächeln und dein Lieben.

Bei Ueberreichung

des Andachtsbuches:

## **Trene, Friede mit Gott.**

An A. L.

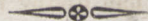
Heil'ge Flammen, die der Brust entsprossen,  
Wann das Auge sich zu Gott gewandt!  
Bess'ren Wesen ist der Mensch verwandt;  
Wann der Andacht Strahlen ihn umfließen!

Als die Männer einst den Mann verließen,  
Der am Kreuze für uns leidend stand,  
Blieben Frauen, als sein Leben schwand,  
Betend zu des theuern Heilands Füßen;

Drum ist vor Allem auch der Frauenschaa'r  
Ein heil'ger Sinn für Leben und für Lieben  
Im sanften Herzen immer treu geblieben.

Wem brächte ich Treue würd'ger dar?  
Es wehe aus der Andacht fromnem Liede  
Um dich mein Wunsch: ein steter Gottesfriede.

## **Prosaische Aufsätze.**



---

## Rede des Punktes am Sylbe- sterabend des Jahres 1829.

---

Nach Stand und Ansehen hochzuverehrende  
Interpunktionen, ; : . ! — und ?

Es liegt wohl in dem Reiche des Ungewöhnlichen, wenn die Anhängsel der Gedanken — einfache Striche und Punkte, zu einander reden. Der Spott wird seine Pfeile wehen. Mag er! wir glauben nun einmal, das Recht zu haben, auch ein Wort in die menschliche Gesellschaft mit hineinreden zu dürfen, da wir derselben schon so lange das Vorrecht: allein sprechen zu können — gelassen haben.

Die Gedanken nehmen den ersten Rang bei den Menschen — vom alten George Kollenhagen auch Mannthiere genannt — ein, dann folgen die Schriftzüge, und zuletzt werden die Interpunktionen aus ihrem Winkel hervorgezogen, woher denn wohl schon so manches Mannthier sich um uns gar nicht bekümmert und uns gänzlich gedankenlos betrachtet und behandelt hat. Dadurch sind wir nun freier und uns selbst unsre nächsten und besten Herren ge-

worden, haben uns einen eigenen Freistaat gebildet und können unfrem Scepter nur Gutes nachrühmen. Dieser liebenswürdigen Gedankenlosigkeit der Menschen danken wir es, daß wir zur lang entbehrten Sprache gelangt sind. Eben sind auch unsre Spione die („) heimgetrippelt und bringen Nachrichten mit, die uns jeden Gewissenskrupel über jede vermeintliche Anmaßung unserer heutigen Redelust hinwegnehmen. Befohlenermaßen sollten sie nämlich recognosciren: auf welche Weise das alte Jahr von den Bewohnern dieser Stadt verabschiedet und das neue bewillkommet würde. Wir waren des Glaubens, daß die Menschen von einem alten, wenn auch zu Zeiten mürrischen, Wohlthäter mit Dank scheiden und den neuen Pflegevater mit Hoffnungen und Liebesföngungen begrüßen würden. Eine würdige Feier müßte nothwendig daraus entstehen. Dann wollten auch wir in bedeutungslosem Stillschweigen verharren und dem äblern Wesen den Ehrenplatz auf der Rednerbühne nicht benehmen. Aber hören Sie die Post an, welche uns vor dem Vorwurfe anmaßender Wortführer sichert. Nach dem treuen Berichte der („) umschließt die Ringmauer dieser Stadt 15,000 Menschen, von welchen sich in der Scheidestunde diese 1829sten Jahres 3000 mit Karten- und Knöchel-Spielen beschäftigen, 4000 bei einer ausgeleerten Bowle mit schläfrigem Auge in das neue Jahr hineinblicken wollen, 1000 bei ihren Rechnungstafeln erlaubten und unerlaubten Gewinn durch calculiren und 6000 sich vom Morpheus den Traum-

spiegel vorhalten lassen und 1000 alte Weiber den letzten Zinnlöffel eingeschmolzen haben, um einen soliden Blick hinter den Schleier der Zukunft zu werfen.

Dadurch ist diese Stunde eine res nullius geworden und wir haben dieselbe nach juristischen Grundsätzen als Eigenthum occupirt, um einmal auch das süße Gefühl zu genießen, nicht immer zwischen den herrlichsten Gedanken stumm dazustehen, sondern gegen einander den, die Schwachen erhebenden Laut der Sprache zu gebrauchen.

Ob auch ein Punkt vernünftige Redensarten fähren kann? würde das streitsüchtige oder philosophische Zeitalter fragen. Ich entgegne: ich bin kein mathematischer Punkt, wie wohl zu tausenden auf der Erde umherwandeln, sondern ein rein materielles, für sich allein bestehendes; ich bin die vollkommenste Verkleinerung eines Kreises, dessen Umrisse auch zugleich seinen Körper bilden; ich bin das Zeichen der Vollkommenheit, der Ewigkeit und unserer Erde, die im Weltenraume kaum das ist, was ich auf einem Papierblatte bin. Bei dieser Bedeutsamkeit kann man mir keinesweges Vernunft absprechen, wenn man nicht zu gleicher Zeit ein gleiches Urtheil über sich selbst fällen wollte — zumal unbedeutendere Dinge, als ein Punkt, sich vernünftig nennen lassen. Aber das einleuchtendste Argument meiner hohen Gaben reiche ich den Zweiflern dadurch, daß ich von mir selbst zu sprechen beginne.

Dieses Recht, selbst mich zu den Demosthenessen zu stellen und mich selbst zum ersten Thema zu ma-

chen, ist ein Geburtsrecht und daher mit einem ehrwürdigen Schauer zu betrachten. Alles besteht nur aus mir. Was auch der größte Kopf niederzuschreiben gedenkt, er wird mir eingestehen müssen, daß, so wie er die Feder auf das Papier setzt, gleich zu erst er mein Bild zeichnen muß, aus dessen zahllosen Aneinanderreihungen bewunderungswürdige Werke entstehen. Ich bin die einfachste und vollkommenste Gestalt unter Ihnen, geschätzte Mitbrüder; ohne mich vorher auf das Blatt gerufen zu haben, ist an Ihr Erscheinen nicht zu denken. Wie das Wort nur durch den Gedanken in das Leben gerufen wird, so ist nur durch mich Ihre Gestalt bedingt. Und wenn Sie alle, geschätzte Versammelte, funfzehn Ahnen zählen, so werden sie mir den sechzehnten nicht absprechen können, indem der älteste von Ihnen doch nur gleich nach mir geboren werden konnte. Indessen gehe ich gern von den, bei den Menschen so sehr in Ansehen stehenden, Vorzügen meiner Geburt über zu denen meiner eigentlichen Bedeutung, in welcher ich selbst nur meinen wahren Werth und meine Würde fühle. Alle Werke haben ihr Ziel. Was auch noch so Hohes, so weit Aussehendes, so Unglaubliches unternommen werden mag — Alles sehnet sich nach seinem Ende, dessen Sinnbild ich darstelle. Nach mir hin ist jegliches Streben gerichtet, mir zu arbeiten die besten Köpfe, die kunstgeübtesten Hände. Freude und Selbstgefühl durchglühen den Meister, dessen Lippen mich nach geendeter Arbeit ausrufen können. Ich schaue dann hin auf das

Vollbrachte und bin der beste Beurtheiler, ob ich mit Recht auf meinen Platz hingestellt bin, ob nicht noch ein (,) (;) oder (: ) dastehen müßte, wo mir vielleicht Voreiligkeit, oder Leichtsin, oder Gedankenlosigkeit meinen Posten angewiesen. So habe auch ich mich zu wiederholten Malen gefragt, welchen Grund der Mensch gehabt haben mag, mich an das Ende von 365 Tagen jedesmal hinzustellen. Man hat mich versichern wollen, es geschähe deswegen, weil ungefähr um diese Zeit die Erde ihre Reise um ihr Hauptgestirn vollendet habe. Es hat also die Erde ihre kreisende Aufgabe gelöst und kann mit Recht meine Gestalt in ihr Tagebuch einzeichnen. Ob aber ihre auf derselben sich bewegenden Bürger mit gutem Gewissen ein gleiches zu thun befugt sind, ist ein Gegenstand, wohin Sie verehrtestes (?) ihr zweifelndes Antlitz kehren müssen. Die verstoffene Zeit zählt der begonnenen Werke viele, aber wenig vollendete. Ueberall finde ich die wohlbekannten Züge von Ihnen Allen, werthe Versammelte; aber nur meine Gestalt am seltensten und oft an solchen Plätzen, wo es mein aufrichtigster Wunsch wird, daß einer von meinen geehrten Collegen in meiner Stelle stände. Wie oft muß ich es nicht bedauern, daß hinter den Anfang eines vielsprechenden Werkes sogleich verrauchende Kräfte und verneinende Geister mich mit Gewalt hinsetzen und die trauernden Ruinen einst dem Wanderer von der ersten ädlen Willenskraft und von der darauf folgenden störenden Schwäche und Verblendung erzählen. Warum folgt

nicht auf den ersten Kraftmann, der die Periode der Weltgeschichte oder der Schrift bis zum (,) (;) oder (: ) brachte, immer ein zweiter, der im gleichen Geiste und in gleicher Macht bis zu mir fortarbeitete? Stets haben die Fortsetzungen von Andern, als den ersten Meistern des Werkes, begonnen, erzwungene und darum verunglückte Endresultate hervorgebracht, die nach Erschöpfung des möglichsten Stoffes, dennoch unbefriedigt lassen. Mit einem Worte, obgleich ich als Ultimus eines jeden Jahres dastehe, so bin ich doch selten auf meinem richtigen Posten und muß, wenn auf den Anfang des Jahres die Rede kommt, mich bescheiden in einen Winkel zurückziehen, und darf vielleicht nur zu Zeiten jenes, meinen Werth genau bezeichnende Sprichwort — wofür einst ein mächtiger Herrscher viel Goldes zahlte — flüstern: „was du auch thust, bedenke das Ende!“ —

Bedenke das Ende! — Ein wichtiger Zuruf, der doch so leicht an des Menschen Ohr vorüberhüpfen muß, selbst dann, wenn er ihn mitten im Leben an das Ziel desselben erinnert. Hier stehe ich dann in meiner ernstesten und ehrwürdigsten Gestalt. Sei das Dasein auch noch so ausgedehnt gewesen, mit mir muß es sich schließen. Den ausschweifendsten Plänen und Hoffnungen, dem üppigsten Genusse der Freuden sowohl, als auch dem Sehnen des gemäßigten Herzens und den Zähren des Elends, stecke ich ein Ziel. Jenem bin ich der unversöhnliche Feind im schrecklichen Knochengeriße, diesem der

heilende Tröster, der holde Engel mit der erlöschenden Fackel. Das Grab des gewaltigsten Kronenträgers und das Grab des von ihm verachteten Bettlers werfe ich zu; meine Unparteilichkeit macht keinen Unterschied. Aber schließe ich auch den Hügel, unter dem die Gebeine des stolzen Erdbürgers ruhen, so bildet doch der (—) die schöne Brücke über den Rasen hinaus, obgleich von tausend ungreiflichen (???) umgeben, und dicht dahinter beginnt eine neue Periode mit Sternenzügen und Sonnenglanz.

Sie, geschätzte Freunde (,) (;) und (:), sind zwar nicht ohne Bedeutung, können jedoch sich niemals zu einem eminenten Ansehen emporschwingen. Immer in der Mitte der verschiedenartigsten Zeichen eingeklemmt, entgehen Sie oft der Ihnen zu widmenden Aufmerksamkeit. Allein Sie bilden unsern goldnen Mittelstand, der zwar so nöthig ist, doch selten in der gebührenden Achtung steht. Keine gute Periode kann ohne Sie zu Stande gebracht werden, und fehlen Sie an dem schicklichen Plage, oder sind Sie von ungeschickter Hand an einen unrechten gesetzt worden, so ist der Irrthum mit seinen lächerlichen und gefährvollen Folgen dicht hinter dem Versehen. Sie halten in abgemessenem Gleichgewichte die Kette zusammen, die ohne Sie wenigstens schwer so zu knüpfen wäre, um Jedem einen Begriff von dem Ganzen zu gewähren. Sie sind mit jenen Tagen zu vergleichen, welche die Menschen die ruhigen nennen und welche ohne Ver-

Änderung, ohne Erschütterung und ohne Affect in den Strom der Zeiten hinabgleiten, und nicht wie jene Tage einhertreten, welche mit einem Gefolge von (!!), (— — —) und (???) das menschliche Geschlecht aus gewohnten Lagen stören. Sie (,) thun durch ihre kurzen und oft wiederkehrenden Pausen wohl; Sie (;) gewähren der schon schwächer werdenden Kraft einen längern Ruhepunkt, und Sie (: ) machen, nachdem man sich von dem Gegenstande selbst in gehörige Kenntniß gesetzt und von dem Vorhergegangenen nun etwas abzugehen wünscht, mit sanftem Uebergange auf Neues aufmerksam: auf einen treffenden Schluß oder eine nützliche Erfindung, welche Sie aus dem Schatze der vorangeschickten Erfahrungen und Einsichten gesammelt haben. Möchten Sie, einfaches aber schätzenswerthes Kleeblatt, durch Ihr gehöriges, ruhiges Einschreiten in die zunächst bevorstehende Periode der Zeit dem menschlichen Geschlechte zeigen, daß laute Schlag-Affekten nicht zum Glücke des Lebens gehören, daß ein sanft dahingleitender Bach dem unsichern, Wogen-schlagenden Ocean vorzuziehen ist, daß die Uhr der menschlichen Tage nur bei gleichen ruhigen Schlägen des Perpendikels ihre Mechanik erhält und ihre Bestimmung erfüllt, daß aber erschütternde Schwingungen sie zu Grunde richten.

Auch Sie, fast vergessenes, trauliches Geschwister-Paar (,,), theilen dies bescheidene Loos. Sie wollen selbst kein Verdienst, als nur das leichtfertige Auge auf die Verdienste Anderer aufmerksam

zu machen. Sie nehmen gutmüthig Ihren Signalposten ein, wenn das Fremde auftreten soll und rufen bei jeder Zeile der eingeschalteten Rede Ihr: Ecce! Auch Sie stehen bei dem Beginnen einer neuen Zeit wiederum dienstfertig da. Noch werden Sie von den Menschen nicht begrüßt; aber möge Sie dies nicht von Ihrem freundlichen Verufe: das Bessere und Schöne in ihre Hütten einzuführen, ableiten. Werden Sie die Herolde besserer Zeiten, und können Sie etwa auf jenen erhabenen Schrift- und Sternen-Seher einen Einfluß bekommen, so ersuchen Sie Ihn, der das vor uns liegende leere Blatt, auf welches Sie sich schon hinzustellen anschicken, beschreibt, um einen wohlthätigen Griffel.

Ganz anders aber sieht es mit Ihnen, verehrte Herren Mitbrüder, aus, mit Ihnen nämlich, vielsagender (—), oder auch mit Ihnen, gen Himmel gerichteter (!), oder mit Ihnen, hieroglyphisches, mißtrauisches, (?). Sie sind diejenigen, welcher der affectvolle Erdbürger bei jedem, ihn betreffenden Ereigniß und am häufigsten in der Zeit gebraucht, in welcher ich gegenwärtig die Ehre habe, zu Ihnen zu reden. In Ihnen, geschägter (—), liegt das ganze Gewicht einer Rede; das Genie verbirgt in Ihnen seine ganze Flammen-Sprache, die es nicht sprechen will oder darf, oder kann; aber eben so müssen Sie auch dem Schwachgeistigen zur gedehnten Hülle seines Lahmsfußes dienen. Kein Standort, kein Laut verräth Ihren Inhalt. Sie sind der philosophische Trappist unter uns. Ihre vielbedeu-

tende Physiognomie ist so reich, daß ein Jeder seine Ideen in einer derselben auffinden kann. Wie Viele erblicke ich nicht, die am Scheidepunkte dieses Jahres stehen und deren an die Stirn gelegte Zeigefinger mir anzeigen, daß man sich mit Ihnen beschäftigen wird. Und doch nehmen noch immer zu Wenige diese Stellung an; sie finden es bequemer, sich Ihrer, der eine Warn- und Zurechtweis-Tafel sein soll, als leichtes Spazierstöckchen zum Steckenpferd zu bedienen, auf welchem sie leichtsinnig in der Welt herumhüpfen. Der Schwermuth und dem Mißmuthen, in deren Begleitung Sie oftmals zu erscheinen pflegen, geben Sie nur immer den Abschied. Doch sehen Sie sich ja vor, jenen liebenswürdigen Ernst dabei abzulegen, der Sie so schön vor uns Allen auszeichnet. Mit diesem Ernste verbinden Sie auch Ihre launige und satyrische Seite und geben Sie sich dem Menschen zum Neujahrs-Angebilde.

Ungleich besser verfährt man mit Ihnen, sehr werthes (!), obgleich es auch nicht zu läugnen ist, daß Sie oft wider die Sache, Natur und zur langweiligsten Genüge gebraucht werden! Sie haben aber auch etwas in Ihrem äußern Anstande, welches Vertrauen einflößen kann. Sie bedienen sich nämlich als Grundlage und Ruheplatz meiner, und zeigen sich daher als ein wohlgeschickter Baumeister, der nur solide Stoffe zu seinem Fundament wählt; denn sonst würde Ihr übriges Wesen bei bedächtigen Leuten Kopfschütteln verursachen, indem Sie plötzlich einen Luftsprung machen und wie Bajazzo

auf dem Seile, auf mir, jedoch mit der, meinem Ansehen gebührenden Respektsdistanz, schweben. Sie nehmen auf diese Weise die Gestalt eines aufsteigenden, etwas gedehnten Seufzers an, wodurch sie so gleich Ihren Charakter bildlich darzustellen sich bemühen. In gewissen Zeiten haben Sie nicht unbedeutende Rollen gespielt und manchem Schriftsteller zu seinem Ephemerens-Lobe verholfen. Allein auch in der Geschichte haben Sie von jeher Ihr Ansehen geltend gemacht und nie wurde ein Ach und Weh über einen Tyrannen ausgesprochen, ohne daß sie den dabei nöthigen Nachdruck verliehen. Mit Ihnen, wenn Sie von ädlen Unterdrückten gerufen werden, schleicht das Gewissen der Unterdrücker gebeugt über die Erde weg. So auch finde ich Sie am Schlusse des Jahres in einem Gebrauche, der mich belehrt, daß das Bedürfniß von Ihnen mit den Bedürfnissen des Menschen gleichen Schritt hält. Sie stehen bei jedem Wunsche, den heute das begehrende Herz absendet, und jeden Seufzer begleiten Sie, den der Bedrückte zur Erleichterung seines Uebels zum Himmel richtet. So bleibt mir nur der Wunsch für Sie übrig, daß Sie sich ferner bei Ehren erhalten mögen und die gerechten und frommen Ansprüche, welche mit Ihrer Hilfe die Menschen über die Wolken senden, in Erfüllung gesetzt werden.

Doch Ihre Gestalt, allbeliebtestes (?), bemerke ich heute am zahlreichsten. Es versammeln sich Ihre Brüder zu einem Heere, welches seine Forderungen

an die vor uns liegende Zeit richtet. Ihnen gilt die durchgewanderte Vergangenheit nichts, nichts die eben beglückende Gegenwart; Sie schweifen hinüber in die Fluren der unbekanntten Zukunft. Das Dunkel, welches dieselben beschattet, zieht Sie nur an, und Sie begnügen sich mit den ungewissen Versprechungen und den träumerischen Hoffnungen, welche die kommenden Stunden Ihnen vorgaukeln. Sie sind der treue Pylades der Menschheit und der Schlüssel zur Weisheit, doch auch das Geburtszeichen manches Thoren. In dem ersten Lallen des Kindes erscheinen Sie, und auch schon früher in dessen neugierigen Blicken; der sterbende Philosoph scheidet mit tausend unerfüllten Fragen von dieser Erde, die ihm vielleicht in einem bessern Weltentheile beantwortet werden. Des Menschen erhabenstes Wissen, süßestes Glauben und lieblichstes Hoffen umziehen Sie mit Ihrer zweifelnden Schlangenkriechung. Sie suchen das Heiligste zu beleuchten, und gesellen sich wieder nur zu oft zu dem Kleinlichsten und entflammen über Geringes Streit und Spaltung zwischen den Menschen. Sie führten in den früheren Zeiten Ihren Scepter so gewaltig, daß Sie sich selbst zum Ideal einer bedeutenden Sekte \*) aufwarfen, die selbst an ihrem eignen Daseyn zweifelte. Große Vorzüge, führen auch große Fehler mit sich. Darum soll auch Keiner das Gute Ihrer wißbegierigen Herrschaft verkennen, und auch der Punkt kann Ihnen

\*) Die Sceptiker.

seine Achtung nicht versagen, weil er sich selbst an Ihrem Piedestal erblickt, über welches Sie Ihren Schwanenhals erheben. So wünsche ich herzlichst, daß bei allen Ihren mannigfaltigen Anregungen Sie auch Ihrer Gestalt würdig entsprächen, Sie auch immer einen festen Punkt inne behalten, von dem Sie ausgehen und nicht schwankend und leichtsinnig sich in das Blaue hineinwagen, wo Sie nur zu bald von einem, mit einem tüchtigen Punkte versehenen Gedanken in lächerliche und gefährliche Stellungen zurückgeworfen werden dürften. Fassen Sie Mitleiden zum menschlichen Geschlechte, das Sie vor allen den hier Versammelten so innig verehrt; entziehen Sie sich dem üppig Begehrenden und lassen Sie sich nicht durch den Ruf Ihrer Begehrlichkeit verlocken, sich Jedem hinzugeben. Bedenken Sie, daß Sie für jede Täuschung haften müssen, und Ihr heutiger Verehrer morgen Ihr Verfolger sein kann. Nur auf dem Gesichte eines jeden Heuchlers, stehen Sie unauslöschbar und auf jede ihm nacheifernde Schrift setzen Sie Ihr Siegel, damit sogleich ein Jeder Ihr Symbolum daran erkenne: „wer weiß, ob es wahr ist?“

Doch schon naht der Zeiger sich der verhängnisvollen Zwölft, zu welcher die alte Zeit mich hinstellt, um einen neuen Satz zu beginnen. So lebt denn wohl, Ihr gewohnten Zwanziger, habt Dank für Eure Sonnenblicke und auch für Eure Nebeltage. Was werden die kommenden Dreißige bringen? Zwanzig ist der schöne Cyclus der Jugend;

zu der dreißig schwebt schwerlich ihr freier, frohlicher Blick. Aber es schütze die heilige Drei vor jedem Unfalle, und muthiges Vertrauen schwinde Keinem. Die Lebensfreude hat bei der 29 noch lange nicht meine Gestalt hingezeichnet und Abschied genommen, sondern hat ihr leichtes (,) dahin gesetzt. Dort tönt der erste Schlag der Uhr! Seht, Ihr trauten bekannten 365, wie willig ich meinen Platz bei Euch einzunehmen mich anschieße. Geht heim zur Ruhe nach vollbrachtem Tagewerke; Eure Auferstehung lächelt Euch in der Erinnerung. Euer Grabstein bin ich. Und somit schließe ich mit dem, womit ich begonnen habe: mit mir selbst, Punktum!

## Meer und Wald.

Parallele.

Auch mir hatte des Lebens Dornenkron die freie Stirn wund gedrückt. Lange verschloß meine Klause mich und meinen Kummer. In der Einsamkeit marterte sich der vom Schicksal Verfolgte, und es lag ihm Genuß darin, die Erinnerung für die abgeschiedenen schweren Stunden immer wach zu erhalten, und ihre Seufzer immer wieder zurückzuholen. Doch, meine Brust, noch nicht durch die eiserne Gleichgiltigkeit gepanzert, wollte zerspringen unter der Last des Gefühles und sehnte sich hinaus unter das blaue Volkenzelt und auf die grüsaun'tnen Matten, die

eben der Frühling mit seinen goldenen Blüten bestreute. Das jugendliche Herz, welches im Andrang der Gefühle zum vielerfahrenen Manne gereift war, wollte zum einfachen Kinde zurückkehren und seine Spiele mit der Natur feiern.

Das graue Mütterchen, die Stadt, lag längst hinter mir und mein eilender Fuß hatte in halber Gedankenlosigkeit die anmuthigsten Gegenden durchmessen. Auf einem Berge schüttelte mich der Schall der brausenden See aus meiner Träumerei. Vor mir die Urältermutter der Gewässer, zu meiner Rechten ein dunkler Wald und über mir hing der Himmel mit einem Auge voll Thränen. So ist auch mein Leben, dachte ich, wie hier das Wasser vom Lande, so ewig vom Glücke geschieden.

Doch, mein Herz, angeweht von dem erfrischenden Odem der Natur und beleuchtet von dem aus dem andern Auge des Himmels auf mich fallenden Sonnenstrahl stimmte nicht mit ein, und ahnend den göttlichen Beruf seines Daseyns, suchte es Vereinigungspunkte in den beiden Elementen zu finden, um das in mir hervorgerufene düstere Bild, durch seine eigenen Farben, zerstören zu können. — Schneidende Mißklänge bleiben immer, was sie sind dem menschlichen Gefühle; aber das geübte Ohr erkennt in jedem Klange die inwohnende Harmonie, in welche die verschiedenartigsten Töne doch endlich zusammenfließen müssen. So auch ahnete mein Herz den Einklang des Lebens, wenn gleich meine Sinne noch verwirrt waren von der Entzweigung der Klänge

unter einander. Und von den vor mir liegenden zwei großen Gemälden des Meeres und des Waldes nahm es die verschiedenen, auf sie hingestreuten Tinten, die gleichartigen vereinigend und dieselben zu einem neuen Bildniß zusammenschmelzend. So entstand das Nachfolgende, dessen einzelne Züge ich hier mittheile, wie ich sie, nach meiner Heimkehr vom Strande, aus meiner Erinnerung noch zurückholte.

Ein Regenbogen, dessen eine Spitze sich aus dem Wellenbette emporhob und der sich mit der andern in die grüne Nacht des Waldes hinabsenkte, und mit dem geweihten Bunde des Himmels die getrenntesten Elemente liebend an sich hinaufzog, an die Brust voll der freudigsten Farbentöne — dieser Bogen des Friedens war es, welcher meine Phantasie vorzüglich anregte, daß sie — gleich der Natur — die entfernten Punkte zusammengriff und mit einem Bunde verknüpfte. Und indem die Phantasie die Außendinge in ihren weitesten Abständen sanft ineinander schmolz und in die engsten Beziehungen brachte, so daß keine scharfe Gränze vorhanden war, ward es auch allmählig ruhig in meinem Innern, wo die starren Scheidewände, welche ein unwölkter Tag mitten in meinem Lebenspalast aufgebauet hatte, allmählig niedersanken.

Am Saume des Meeres, seinen mächtigen Spiegel überblickend, dessen Rahmen die Gränzen der entferntesten Länder und Nationen sind — wird die Brust von einem wunderbaren Gefühle ergriffen.

Die ungeheure Ausdehnung dieser Wasserfläche, die unserem Auge unendlich erscheint, das Geheimniß, welches auf ihr ruht, das Flüstern des Wellenschlages, welches wie ein Ton aus einer unbekanntem Welt an unser Herz strömt — erfüllt uns mit einem ehrwürdigen Schauer. Die Größe des Elementes läßt uns die Kleinheit unsres Ich's empfinden.

Aber gleiche Empfindungen bemächtigten sich unser, treten wir hinein in des Waldes dunkle Schatten. Die tiefe Einsamkeit, das Gefühl der Abgeschiedenheit von der Welt draußen, erregen die Empfänglichkeit unserer Phantasie. Das Rauschen der Wipfel unterbricht nur die ehrwürdige Stille und redet eine Sprache mit uns, die nur ein gewisses ahnendes Etwas in uns zu verstehen scheint. Es bedünkt uns, als hätten wir einst diese Sprache verstanden, als suche unser verwöhntes Ohr die verloren gegangenen Töne wieder zu erhaschen. Wir fühlen uns einem gewissen natürlichen Zustande, in welchem wir einst das natürliche Geschlecht glaubten, näher, wir fühlen uns allein, und unmittelbar den Einwirkungen der großen Natur überlassen.

Sehnsüchtig schauen wir über die mächtige Fluth. Wesen, wie wir, wohnen drüben; zwar das Meer hindert unser Zusammentreten; nie werden wir uns schauen: aber dennoch sind wir nicht unbekannt mit einander. Durch die wogenden Fluthen findet der Kiel seinen Weg und knüpft ein Band zwischen dem Süden und Norden. Vergebens mag das durch Sturm empörte Element seine Massen ihm entge-

genwälzen, vergebens der leitende Nordstern durch schwarze Wolkenschleier verhüllt werden — durch Bogen und Nacht nimmt das wellendurchschneidende Schiff seinen Lauf; der rasende Sturm schwellt mir voller die Segel und die Busssole zeigt in der dunkelsten Mitternacht dem zagenden Bootsmann die Gegend an, wohin er das Steuerruder lenken soll. Doch die Gefahren wachsen. Der Sturm wird zum Alles zerschmetternden Orkan; von ihm aufgejagt, werden aus den tiefsten Gründen die ruhenden Wellen emporgerissen, zu Bergen aufgethürmt und in dem nächsten Moment wieder tief heruntergeschleudert, daß sich gähnende Abgründe aufthun, das, wie Spreu im Winde, getriebene Schiff zu verschlingen. Der Angstschrei des verschlagenen Menschen geht unter im steten Brüllen der umhergeworfenen Bogen.

Sehet die dunklen Laubgänge des Haines, meilenweit streckt er seine Arme durch entfernte Gebiete. Seine grauen Schleier verdecken unbekannte Gegenden und ihre Bewohner. Das Flechtwerk der Aeste verhindert den Durchgang, nur mit Mühe kann der Fuß des Wanderers hier vordringen. Aber der Fleiß des Menschen bahnt sich mit emsiger Art eine breite Straße mitten durch die dichtesten Wälder. Die Kunst- und Naturschätze entlegener Länder begegnen sich nun auf Plätzen, wo vormals die wildeste Einside dem Reisenden entgegenschreckte. Ruhig und sicher schreiten die schwerbelasteten Karren und ihre Führer auf dem gebahnten Pfade. Oben hindurch blickt milde und leuchtend der Himmel auf die Wan-

derer hinab. Da zieht der Horizont plötzlich seine glatte Stirn in Falten. Schwarze Wolken ballen sich aneinander, das Licht des Tages entflieht. Brausend stürzt sich die Windsbraut durch die Wipfel. Die grünen Wände beugen sich, der mächtige Saal des Waldes erbebt von dem Geheule der Zerstörerin, seine hundertjährigen Säulen stürzen zusammen, das Gewölk zerreißt sich und stürzt seine zischenden Gwepfeile zerschmetternd auf die noch ragenden Häupter des Haines. Nicht Tropfen spendet mehr die Wolke, ihr wassererfüllter Schooß leert sich mit einem Male. Ueber die Ufer glimmen die Bäche — in wenig Stunden ist die Kunststraße mit ihren Pilgern ein Raub der Zerstörung.

Bewunderungswürdige Werke schafft des Sterblichen Scharffinn dort über dem Spiegel der Fluth, hier in den Gewölben des Haines; doch alle unfre Kraft ist in der Riesenfaut der Elemente ein zerbrechliches Rohr.

Lüfte, Meer, dein smaragdenes Gewand, ziehe den Schleier hinweg, der eine geheimnißvolle Welt voll Leben in deinen Tiefen verbirgt. Welches sterbliche Auge durchdrang deinen Krystallpalast? Nur der kühne Perlenfischer und muthwillige Taucher thaten streifende, schüchterne Blicke auf die verborgene untere Welt, auf deren gefährlichem Pfade der menschliche Odem erstirbt und nur mit Staunen und Schrecken werden die kühnen Wogendurchbringer im purpurnen Schimmer die unschätzbare Perlenmutter neben den scheußlichsten Geburten der Tiefe gewahr.

Wer kennt das Leben unter den Wellen? — Oben auf ihnen jagt der Harpunier den Wallfisch auf und schießt ihn, den Hakenpfeil im Rücken, in die Tiefe. Aber nur die Leine folgt dem lebenden Koloß in den Abgrund; der Seejäger erwartet ruhig im Rahne das Wiedererscheinen desselben auf der Fluth. Ueber und unter den Wellen verfolgt der beutelustige Mensch die sichern Wasserbewohner und was sein Geschosß nicht erreichen kann, umstrickt das listige Netz.

Der schmetternde Ruf der Waldhörner dringt in mein Ohr. Aus dem Gedickicht sprengen muthige Ritter, neben ihnen die schnaubende Meute. Einen Medelhirsch treiben sie auf. In kräftigen Sägen spottet er der Verfolger. Pfeilschnell über Flur und Hügel geht die Jagd. Die zur Flucht angestregten Läufe ermatten; aber glühender wird nur immer das Auge des Jägers. Oben auf dem Berge athmet das gehegte Thier mit offenen Lungen die mangelnde Luft, um sich zu neuem Laufe zu stärken: da treibt der geübte Schütze aus dem Feuerrohre die Kugel durch das Herz des hinsinkenden Opfers. Nicht in den Gründen, nicht auf den Bergen ist das Thier vor des Jagenden List und Gewalt sicher; selbst aus den Lüften holt sich der im Gebüsch verborgene Mensch mit seinem ferntreffenden Geschosse den königlichen Adler. Darum treibt der Instinkt die Thierwelt hinweg von cultivirter Erde in undurchbringliche Wälder, fern von der Menschen Nachstellung. Jene Gegenden, welche in neuern Zeiten die Entdeckungs- lust auffand, bergen in ihren niebetretenen Urwä-

bern thierisches Leben in tausendfachen Gestalten. Das menschliche Auge hat es noch nie erfaßt, und die dicht verwebten Gestecke gewähren dem furchtsamen Thiere die rettende Schirmwand.

Reiche Spenden bietet dem menschlichen Bedürfnis das Meer aus seinen verborgenen Kammern. Seine zahlreichen Fischgattungen und Austerbänke, seine Schaalthiere, seine thierischen Pflanzengärten von Korallen, seine Salzkrusten und sein geheimnißvoll zubereitetes Bernstein gewähren dem Leben Nahrung, Erhöhung des Genusses und wohlthätige Einwirkungen auf den Gesundheitszustand, und der Kunst und den Wissenschaften Gegenstände der Bearbeitung und des Forschens.

Nicht minder liefert der Wald dem begierigen Menschen die Befriedigung der verschiedenartigsten Bedürfnisse. Seinem Erdreiche entsprossen Kräuter und Moose mit geheimnißvollen, wunderthätigen Kräften; seine festen, gewaltthätigen Baumstämme verbürgen Nahrung des Feuers, Erhaltung der Wärme, und bieten der kunstfertigen Hand Stoff zur Erzeugung ihrer Erfindungen; seine Aeste schützen labende Früchte hernieder; seine Gebüsch liefern in den unzählbaren Thierarten kräftige Speise und das den Stämmen entträufelnde Harz bildet das Salz des Haines oder ist der Bernstein der Wälder.

Wenn der Kranke noch das Nachgefühl seiner Schwäche mit sich herumträgt oder der Schwächliche vergebens in den Laboratorien der Pharmaceu-

ten Stärkungsmittel gesucht — dann betritt er die feuchten Schwellen des Oceans, er trinkt die schlaffen Glieder in der Salzfluth, daß sie, gleich dem welken Halme nach sanftem Regen, wieder zu blühen beginnen und der Frischhauch, welcher über die Wellen geht, Rosen seinen Wangen wiedergiebt.

Gleiche Heilung gewährt der Aromaduft des blühenden Waldes. Der Ueberschuß seiner Kräfte steigt in lieblichen Ergießungen in die Lüfte, wo der läuternde Strahl der Sonne sie empfängt, durchglühet und gereinigt entsendet. Der Odem, den die Brust in diesen heitern Umgebungen schöpft, durchzieht heilend die Franke.

So auch hat mir der heilige schaffende Geist, der in den Tiefen des Oceans, so wie in den dichten Lauben des Haines lebt, die vom irdischen Schmerz verwundete Menschenbrust geheilt. In der ernsten Vergleichung beider erkannte ich die ewige Liebe, die sich in beiden abspiegelt. Wie konnte das, vom Höchsten nachgeschaffene Ebenbild noch länger an seiner rettenden, segnenden Hand verzagen, da es ein sah, wie selbst in den ungleichartigsten Elementen dieselbe sorgende Kraft waltete und in Einem sich Alles vereinte? Ehre sey Ihm in der Höhe und Tiefe! — —